

stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

89

Winter 2013

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287

Geschichte[n] der Migration



» ... in Archiven, in Filmen,
in Interviews

50 JAHRE ARBEITSMIGRATION ÖSTERREICH - TÜRKEI!

50 JAHRE MITEINANDER.

Wir, die **Grüne Bildungswerkstatt Minderheiten**,
werden das **gebührend feiern**.

Schick du uns deine **Veranstaltungs-Idee** an
minderheiten@gbw.at
Wir setzen die Beste um!



stimme
89 >>



Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck |

Tel.: (+43 512) 586 783

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien, Tel.: (+43/1) 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Helga Pankratz, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Kahlauer, Erwin Riess**

Zeichnungen & Illustrationen: **Fatih Aydoğdu, Hakan Gürses**
Grafisches Konzept und Artdirektion: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | fazz@fazz3.net

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | office@dfd.co.at

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Kai Kovrigar** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: **www.initiative.minderheiten.at**

www.zeitschrift-stimme.at

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmfrage**
Die Privatisierung des Politischen [II]
Hakan Gürses
- 08–09** | **Beschäftigung mit Geschichte ist kein Luxus**
Wieso Österreich ein „Archiv der Migration“ braucht
Dirk Rupnow
- 10–11** | **„Wörterbücher durchaus entbehrlich“**
Funde zur Migrationsgeschichte von Hall in Tirol
Veronika Settele und Verena Saueremann
- 12–14** | **„Gurbet“ auf der Leinwand**
Darstellungen der Fremde in frühen türkischen
Migrationsfilmen | Theresa Weitzhofer-Yurtşik
- 15–17** | **Die zwei Türken wollen nach Deutschland**
Mobilität als Strategie des Aufbegehrens gegen die Arbeits-
verhältnisse in den 1960er Jahren | Vida Bakondy
- 18–19** | **Die Unerwünschten und die Unauffälligen**
Auf der Spur bürgerlicher ArbeitsmigrantInnen aus
Jugoslavien | Wladimir Fischer
- 20–21** | **Balkanski Vudstok**
Vertreibung der ArbeitsmigrantInnen aus dem öffentlichen Raum
Vladimir Ivanović
- 22–23** | **Nicht genügend, setzen!**
Österreichische Behindertenpolitik auf dem Prüfstand der UNO
Petra Fliieger
- 24** | **Groll**
Herr Groll auf der Staatsbrücke
Erwin Riess
- 25** | **„Jeder kann über mich sprechen und ich habe keine Antwort ...“** Macht, Geschlecht und Körper im
Deutschunterricht | Lisa Dallinger und Heidi Pichler
- 26–27** | **„Wohin mein Wort fällt, drehen sich die Augen nach mir um“** Autorinnen wehren sich gegen die Überbe-
tonung ihrer Migrationsbiografien | Raphaela Bruckdorfer
- 28–29** | **Nachlese**
Sex als Arbeit
Julia Hofbauer
- 30** | **Kahlauers Tagebuch**
Im Dezember 2013
- 32–33** | **Lektüre**
Rezensionen

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: **STIMME** - Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung, gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.

Der erste Roma-Literaturpreis geht an Stefan Horvath

Der „Roma-Literaturpreis des Österreichischen PEN“ wurde zum Gedenken an sein Mitglied Ceija Stojka, die in diesem Jahr verstorbene österreichische Roma-Künstlerin und Menschenrechtsaktivistin, ins Leben gerufen.

Mit diesem Preis soll einerseits das literarische Schaffen und Werk von herausragenden Roma-Persönlichkeiten gewürdigt und damit gleichzeitig auch auf das in Europa weitgehend diskriminierte und im Holocaust fast ausgerottete Volk der Roma und Sinti hingewiesen werden. Somit geht es hier neben der Auszeichnung des literarischen

Schaffens auch um eine Zeichensetzung und Einmahnung hinsichtlich der Menschenrechte.

Mit dem ersten „Roma-Literaturpreis des Österreichischen PEN“ wird der burgenländische Roma-Schriftsteller **Stefan Horvath** ausgezeichnet. Stefan Horvath wurde 1949 in der alten Roma-Siedlung in Oberwart geboren. Er war der erste unter den Oberwarter Roma, der eine Hauptschule besuchte. Später arbeitete er bei Baufirmen in Wien und schaffte es bis zum Betriebsrat und Polier. Im Februar 1995 traf ihn der wohl schwerste Schicksalsschlag: Beim Bombenattentat in der Siedlung kam einer seiner Söhne ums Leben. Es war jedoch auch der Beginn seines Schreibens. 2003 erschien sein Erzählband *Ich war nicht in Auschwitz*, der von der Leidensgeschichte der Generation seiner Eltern erzählt, und 2007 das Buch *Katzenstreu*, in dem er dem Terror des 4. Februar 1995 aus verschiedenen Perspektiven begegnet. Eine Besprechung des 2013 erschienenen dritten Buchs von Stefan Horvath, *Atsinganos*, über die Geschichte der Oberwarter Roma-Siedlungen und ihrer BewohnerInnen finden Sie auf Seite 33.



Stefan Horvath;
Foto: VHS der burgenländischen Roma

Benefizabend für die Initiative Minderheiten

Der „Inter-Culture Club“, Konzert und Party für die **Initiative Minderheiten**, findet am 18. Jänner 2014 im Ost-Klub statt. Diesmal mit den Bands **They call it Pi** mit Luca Pajer, Jana Lukic, Patrick Zöchling, Raffaella Nöhrig und Oliver Zieher

und dem Singer-Songwriter-Projekt **BIS EINE HEULT** von Verena Dürr und Ulla Rauter. **DJ's Adish** und **Sid Data** laden zum Tanzen ein. **Stimme** und **Initiative Minderheiten** freuen sich auf viele Besucherinnen und Besucher!



LH P. Kaiser, F. Gstettner, BM G. Klug; Foto: LPD/Mario Lopitzer

Zwei hohe Auszeichnungen für Peter Gstettner

Der Erziehungswissenschaftler und Gedenkforscher **Peter Gstettner** erhielt das von Bundespräsident Heinz Fischer verliehene **Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich**.

Die Überreichung des Ehrenzeichens durch Verteidigungsminister Gerhard Klug fand am 5. August 2013 im ehemaligen Offizierscasino neben der Khevenhüllerkaserne in Klagenfurt-Lendorf statt. Diese diente in der NS-Zeit als Außenstelle des KZ Mauthausen. Gstettner engagierte sich für die Errichtung einer 2007 enthüllten Gedenktafel bei der Khevenhüllerkaserne.

Eine weitere hohe Ehrung wurde Peter Gstettner durch die Verleihung des **Polnischen Verdienstordens** am 23. September 2013 zuteil. Der Gründer des „Mauthausen Komitees Kärnten/Koroska“ und des Vereins „Memorial Kärnten/Koroska“ erhielt das **Kavalierkreuz des Verdienstordens der Republik Polen** vom polnischen Botschafter Artur Lorkowski

überreicht. Ebenso geehrt wurde Jerzy Konarzewski, der Obmann des polnisch-österreichischen Kulturvereins für Kärnten „Klub Sobieski“. Der Landeshauptmann Peter Kaiser würdigte in seiner Rede Gstettners Einsatz für das zweisprachige Schulwesen in Kärnten. Der Komponist und Pianist Paul Gulda, selbst im Burgenland im Verein „RE.F.U.G.I.U.S.“ im Sinne der Erinnerung an NS-Opfer tätig, hielt die Laudatio und betonte, dass die Existenz der beiden Kärntner Mauthausen-Außenstellen ohne Gstettner kaum bekannt wären. Peter Gstettner und sein Verein hätten den Opfern ein Gesicht gegeben.

„Die Naziverbrechen sind auch unsere Geschichte, unsere dunkle Vergangenheit“, mahnte Gstettner, der die Orte des Leidens und Sterbens der KZ-Opfer würdig gestalten und ins Bewusstsein des Landes bringen wolle. Diese Erinnerungs- und Trauerarbeit würde auch dem Ruf des Landes gut tun.

Die vorliegende Ausgabe der Stimme wurde in Zusammenarbeit mit den folgenden Projekten konzipiert:

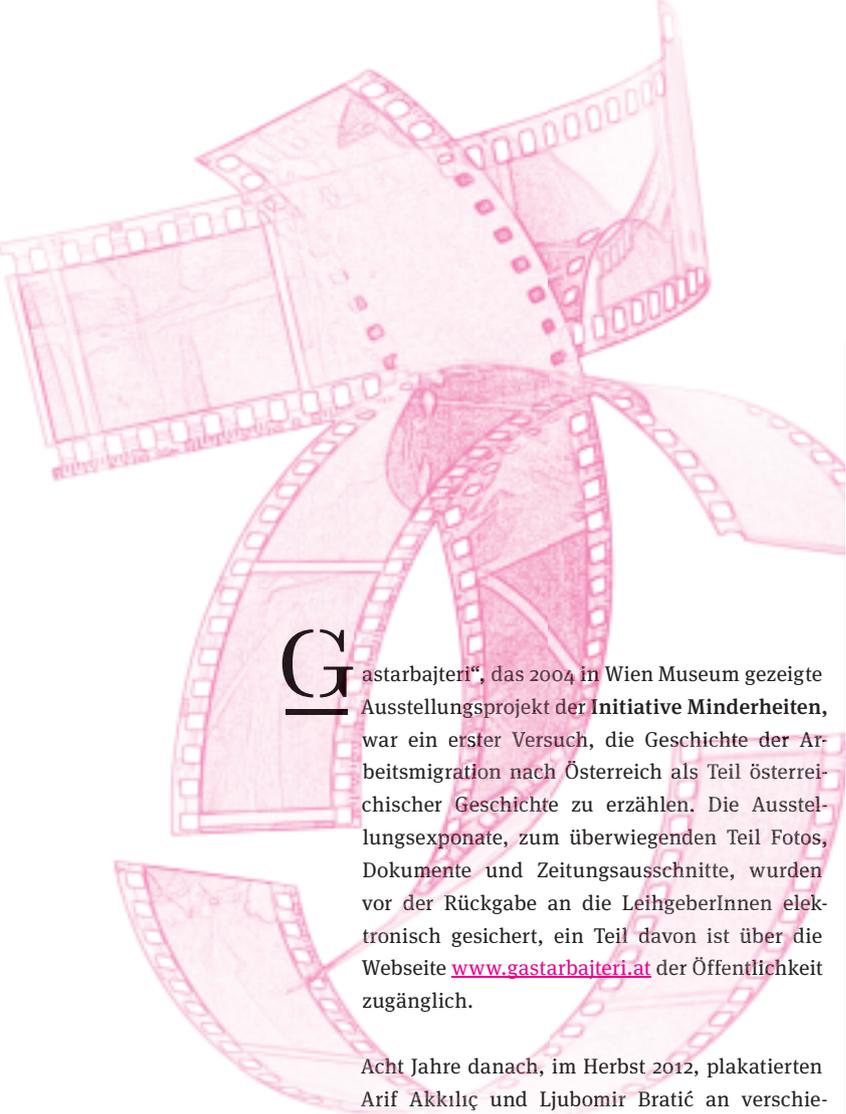
■ **FWF-Projekt P24468-G18** „Deprovincializing Contemporary Austrian History. Migration und die transnationalen Herausforderungen an nationale Historiographien (ca. 1960-heute)“

■ **BMW/„Sparkling Science“-Projekt SPA04-004** „Spurensuche: Hall in Bewegung. Feldforschung und Ausstellung zur Arbeitsmigration in Hall und Umgebung (1960er Jahre bis heute)“

FWF
Der Wissenschaftsfonds.



Wissenschaft mit Schule
Schule mit Wissenschaft
BMW_F



GastarbeiterIn“, das 2004 in Wien Museum gezeigte Ausstellungsprojekt der **Initiative Minderheiten**, war ein erster Versuch, die Geschichte der Arbeitsmigration nach Österreich als Teil österreichischer Geschichte zu erzählen. Die Ausstellungsexponate, zum überwiegenden Teil Fotos, Dokumente und Zeitungsausschnitte, wurden vor der Rückgabe an die LeihgeberInnen elektronisch gesichert, ein Teil davon ist über die Webseite www.gastarbeiteri.at der Öffentlichkeit zugänglich.

Acht Jahre danach, im Herbst 2012, plakatierten Arif Akkılıç und Ljubomir Bratić an verschiedenen Stellen Wiens „**50 Jahre Arbeitsmigration: Geschichtsschreibung jetzt / Gleichheit jetzt / Archiv jetzt**“ und leiteten somit eine Kampagne für ein Archiv der Migration ein (siehe auch Stimme Nr. 84). Ein Arbeitskreis entstand, die Webseite www.archivdermigration.at ging online, Veranstaltungen und Diskussionen folgten. „Ein solches Archiv fungiert als ein Ort, der das marginalisierte Wissen ins Zentrum rückt und Aufmerksamkeit schafft für Fragen wie: Wer sind die Subjekte der Geschichte? Wessen und weshalb wird in Österreich gedacht? Welche Perspektiven werfen MigrantInnen selbst auf Migration?“ Das Archiv der Migration „soll ein lebendiger Ort des Austausches und der Forschung sein, ein Zentrum der Vernetzung und Vermittlung.“

In dem vorliegenden Heft, das in Kooperation mit zwei parallel zur Kampagne für ein Migrationsarchiv laufenden Forschungsprojekten zur Migrationsgeschichte in Österreich entstanden ist, berichten wir von ersten ausgewählten Ergebnissen bisheriger Forschungen. Es geht dabei um das FWF-Projekt „Deprovincializing

Contemporary Austrian History. Migration und die transnationalen Herausforderungen an nationale Historiographien“ und das BMWF/„Sparkling Science“-Projekt „Spurensuche: Hall in Bewegung. Feldforschung und Ausstellung zur Arbeitsmigration in Hall und Umgebung“.

Einleitend erfahren wir von **Dirk Rupnow**, warum die Forderung nach einem Archiv der Migration eine Forderung nach Gleichheit – und sehr dringlich ist.

Veronika Settele und **Verena Sauermann** fanden in ihrer gemeinsamen Recherche mit Schülern und Schülerinnen in der Kleinstadt Hall in Tirol heraus, dass in den 1960er Jahren der Imperativ „Deutschlernen!“ nicht nur kein Thema war, sondern explizit für nicht notwendig erachtet wurde.

Migration beschäftigt nicht nur die Aufnahmeländer, sie macht auch mit denen etwas, die zurück bleiben, hat ihre Auswirkungen auch auf das kulturelle und soziale Leben der Herkunftsländer. **Theresa Yurtuluş-Weitzhofer** analysiert drei türkische Spielfilme zum Thema Arbeitsmigration.

Vida Bakondy fand in diversen Archiven in Wien Hinweise auf das Aufbegehren der „Gastarbeiter“ gegen die unzumutbaren Arbeits- und Wohnverhältnisse und identifiziert Mobilität als Widerstandsstrategie.

Nicht alle der Anfang der 1960er Jahre nach Österreich Emigrierenden waren auch in ihrem Herkunftsland ArbeiterInnen. **Wladimir Fischer** zeichnet den Lebensweg einer bürgerlichen Familie aus Jugoslawien nach und schildert ihren Kampf gegen den migrationsbedingten sozialen Abstieg in Österreich.

Eine, in den Medien als „Das Balkanische Woodstock“ bezeichnete, Zusammenkunft tausender jugoslawischer ArbeitsmigrantInnen im August 1973 im Wiener Augarten schließlich ist für **Vladimir Ivanović** Anlass, sich mit der Freizeitgestaltung der MigrantInnen und ihrem Zugang zum öffentlichen Raum zu beschäftigen.

Die erste Staatenprüfung Österreichs zur Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen endete im September 2013 mit einem Dialog zwischen der österreichischen Staatsdelegation und dem prüfenden Komitee der Vereinten Nationen in Genf. **Petra Flieger**, Mitglied der österreichischen NGO-Delegation, berichtet von dem kritischen Zeugnis, das Österreich erstellt wurde.

Heidi Pichler und **Lisa Dallinger** stellen ein neues Sprachkurskonzept vor, das Lernende unterstützt, hierarchische Sprechsituationen zu meistern. **Raphaela Bruckdorfer** dokumentiert eine Diskussionsveranstaltung mit Seher Çakır und Zdenka Becker über die sogenannte „MigrantInnenliteratur“.

Die **Radio-Stimme**-Nachlese schließlich thematisiert im Gespräch mit VertreterInnen des Stuwert-Komitees die Prostitutionspolitik und die Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit.

Ge- schich- te[n] der Migration

Die Privatisierung des Politischen [II]

In den letzten Jahren haben wir öfter gehört und gelesen, dass der gesellschaftliche Sektor *Politik* nicht mehr gut funktioniert, eine abgehobene Sphäre bilde und von unfähigen wie korrupten Politikern und Politikerinnen bevölkert werde. Misstrauen gegenüber der Politik ist indes so alt wie die Philosophie des Politischen selbst, wie Hannah Arendt schrieb. Bereits in der Antike klagten Philosophen über den Gang der staatlichen Dinge. Etwas sei faul im Staate Dänemark, hielt mehrere Jahrhunderte später Shakespeares Prinz Hamlet fest. Zur Beschreibung des Zustands von jenem politischen System, in dem wir heute leben, bemühten einige PolitiktheoretikerInnen sogar die Lieblingsvorsilbe der akademischen Analyse: *Post-Demokratie* bzw. *Post-Politik*.

Ohne Zweifel haben die Mängel der „Realpolitik“, gemessen und entdeckt an den eigenen Ansprüchen der Demokratie, dazu geführt, dass alternative Projekte und Initiativen beinahe täglich aus dem Boden schießen. Deren Schlüsselwörter kann freilich kein Mensch, der sich ernsthaft für Politik interessiert, schlecht finden: Zivilgesellschaft, Bürgergesellschaft, politische Partizipation, Bürgerbeteiligung, Gemeinwohl, Mitmach-Politik, Do-it-yourself-Politik, mit anpacken, Politik in die eigene Hand nehmen usw. Hat der feministische Slogan aus den 1970er Jahren, das Private (auch und eigentlich: das *Persönliche*) sei politisch, nun alle „Alternativen“ erfasst?

Mag sein, dass Social Media und andere technologische Innovationen wie Smartphone eine bedeutende Rolle bei der Tatsache spielen, dass diese Initiativen in einer großen Anzahl auftreten, „niederschwellig“ sind und somit relativ viele Menschen erreichen: Tweets oder SMS sind nun mal schneller und reichweitenwirksamer als im Matrizendrucker vervielfältigte Flugzettel. Mag auch sein, dass just (aber nicht nur) jüngere Menschen mehr Bock auf lustvolle, zuweilen sogar an Party- und WG-Stimmung orientierte politische Aktion haben als die Bereitschaft, sich auf Ideologien auszurichten und als ParteisoldatIn zu betätigen.

Doch weisen diese Initiativen und Projekte ein weiteres Merkmal auf, das aus meiner Sicht ihr eigentliches Charakteristikum ausmacht. Sie siedeln sich nicht mehr im Bereich der Politik an, wie dies in „alten“ sozialen Bewegungen (etwa ArbeiterInnen-Bewegung) der Fall war. Sie versuchen auch nicht, die Felder dessen, was bisher als privat bzw. persönlich galt, dem öffentlich-politischen Blick zu erschließen, wie dies in manchen „neuen“ sozialen Bewegungen (etwa eben im Feminismus) der Fall war.

Die von mir hier angesprochenen Projekte und Initiativen verlassen überhaupt den Bereich des Öffentlichen und verlagern ihre politischen Aktionen und Handlungen gänzlich in den privaten bzw. persönlichen *Modus* – ohne dabei freilich die Zweiteilung Öffentlich/Politisch zu problematisieren. Die Verschiebung des Politischen ins Private betrifft weniger die

Handlungsfelder und den Rahmen des Politischen, sondern die Handlung und deren Subjekt selbst. Die Handlung der Person ist es, worauf es nun ankommt. Was hier geschieht, ist die *Privatisierung des Politischen*.

Diese „Do-it-yourself-Politik“ fokussiert auf drei Bereiche, die heute keineswegs als privat gelten: *Sprache*, *Konsum* und *Umwelt*. Alle drei sind umkämpfte öffentliche Felder der Anerkennung und der Umverteilung zugleich. Der vorgeschlagene und praktizierte Modus, in diesen Feldern politisch zu handeln, ist aber auf eine besondere Weise privat bzw. persönlich.

Sprache ist politisch korrekt zu verwenden; sprachliche Korrektheit ist gleichermaßen ein Zeichen der Zugehörigkeit und *das* Feld der politischen Betätigung. Es geht dabei nicht nur darum, soziale Konstruktionen sprachkritisch aufzuzeigen, sie zu „dekonstruieren“ (das ist fast schon wieder Schnee von gestern). Es geht vielmehr um die persönliche Verwendung einer Sprache, die zur „korrekten Sprache“ erklärt worden ist. Korrektes Sprechen verschafft der sprechenden Person eine korrekte Welt.

Konsum ist nicht mehr ein Moment der kapitalistischen (bzw. jeder arbeitsteiligen, Klassen stiftenden) Produktionsweise. Durch Konsumverweigerung kann die Person das kapitalistische System herausfordern, ja sogar sprengen, so wie persönlicher Konsum dasselbe aufrechterhalte.

Umwelt ist nicht mehr das Umfeld des Sozialen; ausbeuterischer Umgang mit der Umwelt kein „Nebenprodukt“ der Industrialisierung. Umwelt ist, wie ich als Person lebe, mich fortbewege, was ich zu mir nehme, was ich trage und worauf ich verzichte. Radfahren und veganes Leben sind Politik im wahrsten Sinne, da sie meinen Beitrag zu einem nicht-ausbeuterischen Umgang mit der Umwelt (Natur, andere Spezies, Energiequellen, urbaner Raum etc.) bilden.

Es drängen sich freilich einige Fragen auf: Kann es überhaupt so etwas wie korrektes Sprechen geben? Die Bejahung dieser Frage entzieht die bejahende Person auch jeder Kritik, da sie durch die Verwendung der korrekten Sprache per definitionem sprachlich unverfehlbar wird. Die Antwort in einer korrekten Sprache kann ja nur korrekt sein. Ist Konsum wirklich auch das entscheidende Moment in der kapitalistischen Produktionsweise? Was ist aber dann mit der Produktion, was ist mit der Verteilung? Ist Fahrradfahren nicht eine Form von Fortbewegung, die letzten Endes Vereinsamung im Verkehr fördert und das politische Interagieren in öffentlichen Verkehrsmitteln ignoriert?

Verstärken schließlich solche *privatisierten* und *personalisierten* politischen Handlungsmodi, von denen obendrein noch behauptet wird, sie seien *partizipativ*, nicht paradoxerweise das, was den Motor der Realpolitik in der „Postdemokratie“ ausmacht: die Figur des *unternehmerischen Selbst*, das Prinzip der neoliberalen Ordnung?



Geschichte[n] der Migration

Wien bevorzugt Türken

Die überwiegend guten Erfahrungen mit türkischen Fremdarbeitern im Vorjahr haben dazu geführt, dass die Nachfrage in den östlichen Bundesländern beträchtlich zugenommen hat, während im Westen die Anforderungen nach Spaniern überwiegen.

Wien bevorzugt Türken, in: Die Presse vom 15.3.1963.

» **stimme**_Thema »»

Beschäftigung mit Geschichte ist kein Luxus

Wieso Österreich ein „Archiv der Migration“ braucht

Migration ist im öffentlichen Diskurs in Österreich fraglos eines der Themen der Gegenwart. Mit der alles überschattenden Forderung nach „Integration“ gegenüber MigrantInnen, worunter wohl im allgemeinen deren vollständige Assimilation an eine statisch und homogen angenommene, eindeutig abgrenzbare „österreichische Kultur“ verstanden wird, wird es allerdings fatalerweise auch rein gegenwärtig wahrgenommen, geradezu ahistorisch, als hätte Migration keine Geschichte und hätten MigrantInnen keine Geschichten.

Die Forderung nach einem „Archiv der Migration“, die im Herbst 2012 in einer Kampagne im Rahmen der „Wienwoche“ von Arif Akkılıç und Ljubomir Bratić formuliert wurde und seitdem von einem Arbeitskreis (mit Vida Bakondy, Wladimir Fischer, Li Gerhalter und Belinda Kazeem) getragen wird, erscheint vielen vielleicht als merkwürdig unpassend und unzeitgemäß. Natürlich gibt es Wichtigeres. Wichtigeres gibt es immer. Also wieso ein „Archiv der Migration“ und das auch noch gerade „Jetzt!“?

Die Forderung nach einem „Archiv der Migration“ ist eine grundlegende Forderung nach Gleichheit: Diese Gleichheit beinhaltet Hör- und Sichtbarkeit in der Geschichte. Beide sind bisher nicht für alle in unserer Gesellschaft gleichermaßen gegeben. Die werdenden Nationalstaaten haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts durch homogene Vorstellungen von Volk, Territorium und Geschichte befestigt. Archive wie auch Museen waren entscheidende Institutionen in diesem Prozess, Geschichtsschreibung ein wichtiges Instrument. Was als „anders“ galt, wurde an den Rand gedrängt, aus der Geschichte herausgeschrieben, unsichtbar gemacht – so auch in der

Gesellschaft: Die Gewaltexzesse des 20. Jahrhunderts sind Folgen dieser Homogenisierungsbestrebungen. Einige (vormals) marginalisierte Gruppen sind mittlerweile sicht- und hörbar geworden: Arbeiter und Bauern etwa oder auch Frauen.

Österreich tut sich bedauerlicherweise immer noch schwer mit der Einsicht, dass es längst ein Einwanderungsland geworden ist. Dabei ist die Realität der Migrationsgesellschaft alltäglich sichtbar und kann eigentlich gar nicht mehr geleugnet werden. Eine plurale Gesellschaft erfordert aber eine plurale, vielstimmige und multiperspektivische Geschichte, um sich über sich selbst, ihre Entwicklung in der Vergangenheit, aber auch in der Zukunft verständigen zu können. Gerade Migration als ein genuin transnationales – ständig Grenzen überschreitendes und unterwanderndes oder perforierendes – Phänomen stellt das Format nationaler Geschichte(n) grundsätzlich und nachhaltig in Frage. Grenzen verlieren zwar nicht ihre Bedeutung (ganz im Gegenteil – auch nicht für supranationale Gebilde wie die EU, woran uns ein Blick nach Lampedusa immer wieder erinnert), werden aber in ihrer Bedeutung relativiert und in Frage gestellt.

Klar ist jedenfalls, dass das Sammeln und Bewahren von Dokumenten, Objekten und Erzählungen (Oral History) eine notwendige Vorbedingung ist, um diese Geschichte überhaupt sicht- und hörbar machen zu können. Erschreckend viel relevantes Material ist bereits vernichtet worden, wie erste Recherchen zeigen. Will man die Geschichten und Erfahrungen der ersten Generation von sogenannten „GastarbeiterInnen“ aufzeichnen, so wird man damit unverzüglich beginnen müssen. Es ist also durchaus Gefahr im Verzug. Was jetzt gesammelt und bewahrt wird, kann dann später für unterschiedliche Zwecke zur Verfügung stehen: sei es Forschung oder Ausstellung. Entscheidend wird zudem sein, dass MigrantInnen an diesem Prozess nicht nur als beforschte Objekte beteiligt sind, sondern auch als Subjekte und AkteurInnen.

Das führt unweigerlich zu der Frage: Was heißt hier eigentlich „Migration“? Wenn die Forderung nach einem „Archiv der Migration“ an die weitgehend ausgeblendete Geschichte der Arbeitsmigration seit den 1960er Jahren und deren sich derzeit häufende Jahrestage anknüpft, so bedeutet dies keinesfalls, dass die Geschichte der Migration in Österreich darauf



Wie reagierten die Kulturschaffenden der Auswanderungsländer auf die Arbeitsmigration nach Europa? **Theresa Weitzhofer-Yurtşik** über die Inszenierung des „Fremdseins“ in frühen türkischen Migrationsfilmen.



auf Seite
12

reduziert werden soll. Migration hat es, wenn auch in unterschiedlichen Formen, zu allen Zeiten gegeben. Sie beschränkt sich auch im Gefolge der 1960er Jahren nicht auf staatlich gelenkte oder unstrukturierte Arbeitsmigration. Einige, vornehmlich ältere Kapitel dieser vielfältigen und komplexen Geschichte sind allerdings besser und selbstverständlicher in die hegemoniale österreichische Erinnerungskultur integriert als andere. Einige werden mittlerweile verklärt und durchaus nostalgisch betrachtet. In Anbetracht der tiefgreifenden und nachhaltigen gesellschaftlichen Veränderungen in Folge der Arbeitsmigration seit den 1960er Jahren und der weitgehenden Ignoranz oder gar Feindseligkeit dieser Tatsache gegenüber, erscheint es jedoch durchaus gerechtfertigt, zunächst hier anzusetzen. Migrationen zu anderen Zeiten sollen dadurch aber selbstverständlich ebenso wenig vergessen oder ausgeschlossen werden wie andere Formen von und Gründe für Migration bzw. andere Gruppen und Geschichten, die durch die weiterhin dominierende nationale Perspektive an den Rand gedrängt werden.

Die Einsicht in die (gegenwärtige wie historische) Allgegenwart von Migration sollte vor allem nicht zu Ausblendungen von Spezifika und Unterschieden führen. Der Verweis auf die Omnipräsenz darf nicht dazu dienen, das Thema aufzulösen. Dass die Geschichte der Migration in und nach Österreich nicht erst mit der sogenannten „Gastarbeitermigration“ in den 1960er Jahren beginnt, ist natürlich ein vollkommen berechtigter Einwurf. Er wird allerdings häufig eingebracht, um eine gegenwärtige Beschäftigung mit dem Thema vollständig zu delegitimieren.

Sind aber Archive – ebenso wie Museen und Geschichtsschreibung – nicht vielleicht zu sehr verquickt mit der Geschichte von Nationalismus und Ausgrenzung, aber auch von Kolonialismus und Rassismus? Haben sie sich als Institutionen und Praktiken damit nicht nachhaltig diskreditiert? Auch dies mögen eine naheliegende Frage und ein berechtigter Einwurf sein. Andererseits: Wo sollte(n) diese Geschichte(n) sonst sicht- und hörbar gemacht werden, wenn nicht in den etablierten Formaten und Institutionen, die in unserer Gesellschaft symbolisch Zugehörigkeit und Anerkennung verbürgen. Es wird allerdings darauf ankommen, diese Institutionen und Praktiken nachhaltig zu transformieren: Archive wie Geschichtsschreibung und Museen zu öffnen und zu pluralisieren, ohne neue Ausschlüsse zu begründen, wie dies meistens der Fall ist. Die Selbstreflexion ihrer Komplizenschaft mit problematischen und gewalthaften Geschichten wird ein ebenso notwendiger Teil davon sein wie ein Abschied von Vorstellungen von einer homogenen, kompakten und linearen Geschichte und ein stets wacher Blick für Ausschlüsse und Ausblendungen, Essentialisierungen und Kulturalisierungen.

Die Forderung nach einem „Archiv der Migration“ ist symbolisch und real: Es braucht einen solchen Ort, weil sonst die Geschichte(n) verloren zu gehen drohen. Sie erschöpft sich aber nicht im realen Ort: Ein Umdenken in den bestehenden Institutionen ist gleichzeitig notwendig (im Hinblick auf Sammlungsschwerpunkte und -strategien ebenso wie auf die Personalrekrutierung). Wie

realistisch kann aber eine solche Forderung in Zeiten schrumpfender Kultur- bzw. Wissenschaftsbudgets überhaupt sein? Gibt es nicht andere Prioritäten? Es wäre allerdings eine bittere Pointe, wenn MigrantInnen, denen die Sicht- und Hörbarkeit in den hegemonialen Institutionen und Diskursen in Zeiten des Wohlstands, den sie durch ihr Kommen überhaupt erst ermöglicht haben, auf Grund eines omnipräsenten Rassismus systematisch vorenthalten wurde, nun auf die verstetigten Wirtschaftskrise verwiesen würden, während die Berechtigung ihrer Forderung vielleicht prinzipiell anerkannt ist. Auch dies wäre noch einmal eine Manifestation von Ungleichheit.

Die Beschäftigung mit Geschichte ist keinesfalls ein Luxus. Man sollte sie nicht gegen Gegenwart und Zukunft ausspielen. Geschichte öffnet uns den Blick für das Gewordensein der heutigen Situation und damit auch für ihre Veränderbarkeit. Sie kann ermächtigen und uns helfen, Rassismus zu „verlernen“. Österreich braucht dringend einen Ort, der auf hohem Niveau einen Diskurs, aber auch Vermittlung und Austausch über Migration – über Erfahrungen und Geschichte(n), aber damit auch über Gegenwart und Zukunft dieser Gesellschaft – ermöglicht, nicht nur für WissenschaftlerInnen, sondern für alle, die hier leben. Ein Archiv sollte ein Teil davon, müsste sein Kern sein.

Dirk Rupnow ist Leiter des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und Gründungsmitglied des Arbeitskreises „Archiv der Migration“. Er beschäftigt sich derzeit in mehreren Forschungsprojekten mit der österreichischen Migrationsgeschichte.

„Wörterbücher durchaus entbehrlich“

Funde zur Migrationsgeschichte von Hall in Tirol

Migrationsgeschichten sind im Alltag von Hall in Tirol omnipräsent und doch nicht sichtbar. Die immer schon bewegte Geschichte der Kleinstadt bei Innsbruck – Salzbergbau, Saline und Handel bescheren Hall eine lange Tradition der Arbeitsmigration – wird auf dem städtischen Internetportal recht statisch präsentiert.^[1] Die Migrationsbewegungen des 20. Jahrhunderts, die Halls Erscheinungsbild bis zum heutigen Tag mitgeprägt haben, bleiben ausgespart.

Das BMWF/„Sparkling Science“-Projekt „Spurensuche: Hall in Bewegung. Feldforschung und Ausstellung zur Arbeitsmigration in Hall und Umgebung“^[2] am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck trägt zur Aufhellung eines blinden Flecks in Halls Geschichte bei. Gemeinsam mit drei Schulklassen wird an einem multiperspektivischen, originär zeithistorischen Blick auf Entwicklung und Folgen der Arbeitsmigration seit den 1960er Jahren gearbeitet. Die SchülerInnen gehen dabei – begleitet von WissenschaftlerInnen – auf eine Spurensuche nach lokalen Migrationsgeschichten. Sie leisten Pionierarbeit, indem sie die Stadtgeschichte Halls als Migrationsgeschichte erzählen, deren Subjekte und AkteurInnen Migrantinnen sind. Migration wird dabei jenseits von Bereicherung oder Bedrohung als zentrales Moment gesellschaftlicher Entwicklung betrachtet.

Die Migrationsgeschichten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geraten in letzter Zeit verstärkt in den Fokus zeithistorischer Forschung, dabei wird die

Dringlichkeit der Bearbeitung des Themas betont. Die sogenannte erste Generation der ArbeitsmigrantInnen, die vor einem halben Jahrhundert nach Österreich kam, ist inzwischen – sofern noch nicht verstorben – in fortgeschrittenem Alter. Die Geschichten, die sie erlebt, erfahren und gestaltet haben, drohen verloren zu gehen, wenn sie nicht jetzt zusammengetragen und gesichert werden. Ähnliches gilt für die Quellenbestände von Firmen und Archiven sowie für private Überlieferungen. Ihnen droht – sofern noch nicht geschehen – die Vernichtung. Allein das Zusammenspiel all dieser verschiedenen Quellen ermöglicht eine Erweiterung der Haller Stadtgeschichte um bisher ungehörte und unsichtbare Perspektiven.

Sprache als Instrument der Exklusion

Im öffentlichen Diskurs wird Migration grundsätzlich problematisiert und mit einem Integrationsimperativ verknüpft, dessen Kern meist die Sprache ist. Migration tritt dabei, losgelöst von

sämtlichen historischen Bedingungen, ausschließlich als Phänomen des Jetzt auf. Die ersten Ergebnisse der Spurensuche, wie beispielsweise die Akten der Wirtschaftskammer Tirol, sind jedoch bereits in der Lage, der Diskussion eine geschichtliche Dimension zu verleihen.

1967 informiert die Arbeitsgemeinschaft für die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte (AGA) die Landeskammern über die Möglichkeit der Anschaffung eines türkisch-deutschen Wörterbuches. Die Arbeitsgemeinschaft schlägt vor, das Wörterbuch „Vorarbeitern und intelligenteren Arbeitern zum Geschenk“ zu machen. Mehrere Antwortschreiben der Tiroler Industrie, u. a. der Tiroler Innung für Baugewerbe, weisen den Vorschlag zurück. Die bisherige Kommunikation wird als ausreichend erachtet, zudem wäre ein deutsch-türkisches Wörterbuch besser, da ein türkisch-deutsches Wörterbuch den Arbeitgebern „überhaupt nicht dienlich“ sei. Der Leiter der Sozialpolitischen Abteilung der Kammer der gewerblichen Wirtschaft für Tirol schließt mit den Worten: „Die Überlassung derartiger Wörterbücher, die sich auf türkisch-deutsch beschränken, lediglich geschenkshalber an türkische Arbeitnehmer scheint uns durchaus entbehrlich.“

[1] <http://www.hall-in-tirol.at/de/hall-in-tirol/hall-in-der-geschichte/358-hall-in-der-geschichte.html> (Stand: 1.11.2013)

[2] Mehr über das seit Oktober 2012 laufende Projekt: <http://www.sparkling-science.at/de/projekte/520-spurensuche-hall-in-bewegung> (Stand: 1.11.2013)

Zum Ersuchen vom 4. Mai 1967 teilen wir Ihnen mit, daß das Belegexemplar nur ein türkisch-deutsches Wörterbuch unfaßt, das dem Arbeitgeber überhaupt nicht dienlich ist. Es schie-
ne uns erforderlich, daß ein deutsch-türkisches Wörterbuch
angeschlossen wird. Die Überlassung derartiger Wörterbücher,
die sich auf türkisch-deutsch beschränken, lediglich ge-
schenks halber an türkische Arbeitnehmer scheint uns durch-
aus entbehrlich.

Aus dem Schreiben der WK Tirol an die AGA vom 12.5.1967, Archiv der WKT

In dieser Korrespondenz zeigen einflussreiche Akteure der Migrationspolitik ihr Desinteresse an einer sprachlichen Ausbildung türkischer MigrantInnen.

Zum Thema Sprache findet sich in den Akten der Tiroler Wirtschaftskammer ein weiterer interessanter Fund: Ein Artikel in der jugoslawischen Zeitung *Politika* weist auf den Missstand unmöglicher Kommunikation aufgrund mangelnder Sprachkompetenz hin. Die „Unkenntnis der deutschen Sprache“ führe zu „unüberbrückbaren Barrieren“. MigrantInnen müssten unter ihren Qualifikationen arbeiten, „da sie die Sprache nicht beherrschen.“ Die Tatsache, dass sich die Übersetzung dieser Kritik in den Akten findet, zeigt, dass sie auf offizieller Ebene wahrgenommen wurde. Ob und wie auf die artikulierten Missstände reagiert wurde – darüber schweigen die Akten.

Verunmöglichte Kommunikation schränkte die Lebensqualität auch im privaten Alltag deutlich ein. Die Zeitzeugin Neslihan Genç berichtet, wie sie als 17-jährige wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Österreich ihre Mutter bewusstlos auffand und alleine, nur mit einem Wörterbuch in der Hand, Arzt und Rettung organisierte. Der Erfolg dieser beschwerlichen und viel Mut erfordern den Aktion bestärkte die junge

Frau: „Als es meiner Mutter dann besser ging, dachte ich, ich habe das alleine mit dem Wörterbuch geschafft! Ich kann fliegen!“

„Wohnungsbegehungen“ am späten Abend

Wohnverhältnisse waren ein zentrales Thema stadtpolitischer Auseinandersetzungen in Hall. Für MigrantInnen aus der Türkei oder Jugoslawien war es schwer bis unmöglich auf dem regulären Wohnungsmarkt eine akzeptable Unterkunft zu finden. Sie mussten in der renovierungsbedürftigen Altstadt überteuerte Substandardwohnungen mieten. Ähnlich wie die Bemühungen um sprachliche Ausbildung, endeten auch die Kämpfe für faire Mieten und angemessene Wohnverhältnisse in administrativen Verordnungen, die zur Erlangung einer Aufenthaltserlaubnis eine Mindest-Quadratmeter-Anzahl vorschrieben. Auf dieser Grundlage wurden in den 1970er Jahren sogenannte „Wohnungsbegehungen“ durchgeführt. Der langjährige Leiter des städtischen Sozial- und Wohnungsamts berichtet von diesen Razzien: Die Gendarmerie Hall riegelte unangemeldet betroffene Wohnhäuser ab und drang mit bis zu zwölf zum Teil bewaffneten Vertretern der Staatsgewalt (Fremdenpolizei, Baupolizei, Vertreter des Wohnungs-

amtes, Sanitätspolizei und Amtsarzt) in die Wohnungen ein. Die BewohnerInnen wurden aus Schlaf oder Abendprogramm gerissen und hatten sämtliche Papiere vorzuweisen. Bei deren Unvollständigkeit wurden sie in einem vergitterten LKW zur Bundespolizeidirektion nach Innsbruck verbracht, um von dort gegebenenfalls abgeschoben zu werden. Die Begehungen wurden mit der Begutachtung des Wohnraums gerechtfertigt, dienten aber letztendlich der Ausübung von Kontrolle und Macht durch die staatlichen Behörden.

Das Ehepaar Arif und Sefer Yıldırım lebte in den ersten Jahren in Hall in einem kleinen Zimmer. Nach der Geburt ihrer Tochter übersiedelten sie in eine Zwei-Zimmerwohnung, ebenfalls ohne Bad. Arif Yıldırım, Schlaglerstar und ausgebildeter Schlosser, behob diese Unzulänglichkeit kurzerhand selbst, indem er ein kleines Badezimmer einbaute. Um den Nachtstrom für den Warmwasserboiler beziehen zu können, mussten sämtliche Leitungen im Haus erneuert werden; eine Investition, auf die der Eigentümer sehr zornig reagierte. Ruhe wollte nicht recht einkehren, wenige Jahre später waren die Yıldırıms mit Abriss und dadurch erzwungenem Auszug konfrontiert. Dies konnte trotz öffentlichen Protests in der Nachrichtensendung „Tirol Heute“ des ORF nicht verhindert werden. Die Situation schien aussichtslos. Für MigrantInnen aus der Türkei war es nach wie vor unmöglich zu einer regulären Mietwohnung in Hall zu kommen. Die Stadt selbst leistete keine Hilfe, Protest und Vorsprechen beim Bürgermeister blieben erfolglos. Erst in buchstäblich letzter Minute verschaffte eine Betriebswohnung des Arbeitgebers von Sefer Yıldırım Rettung. Seither hat sich die Lage entspannt, die Yıldırıms leben heute in einer schönen Stadtwohnung.

Veronika Settele und Verena Sauer mann studierten Geschichte und Politikwissenschaft und sind seit 2012 Mitarbeiterinnen im BMWF/ „Sparkling Science“-Projekt „Spurensuche: Hall in Bewegung“ am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck.

Unüberbrückbaren Barrieren

Die Unkenntnis der deutschen Sprache stellt ein grosses Hindernis auf dem Weg zum Erfolg dar: In diesem Moment weist die Wiener Gemeinde nach Krankenschwestern und bietet ihnen - über Fernwehen und Rundfunk - vorzügliche Bedingungen. Und in diesen Wiener Spitälern arbeiten viele von unseren Krankenschwestern, aber sie verrichten die grössten und schmutzigsten Arbeiten, da sie die Sprache nicht beherrschen.
Eine Gruppe hervorragender Bergarbeiter aus Bosnien, sind gewöhnliche Hilfsarbeiter, da die Arbeitgeber es nicht wagen, diese unter Tag arbeiten zu lassen, weil sie das Kommando nicht verstehen.....

Aus der jugoslawischen Zeitung *Politika* vom 26.9.1972, Archiv der WKT

„Gurbet“ auf der Leinwand

Darstellungen der Fremde in frühen türkischen Migrationsfilmen

Im türkischen Kinofilm, in dem Binnenmigration bereits ein mehrfach dargestelltes soziales Phänomen war, wurde mit zunehmender Auslandsmigration Anfang der 1970er Jahre auch das Motiv der Arbeitsmigration nach Europa aufgegriffen. Mit unterschiedlicher Tiefe und Konsequenz wurde Migration zum Hintergrund, Schauplatz oder zentralen Thema mehrerer Spielfilme.



Im Folgenden wird anhand von drei Produktionen aus der ersten Hälfte der 1970er Jahre auf unterschiedliche Inszenierungen der Arbeitsmigration im kommerziellen türkischen Film eingegangen.

Almanyalı Yarım (Meine deutsche Geliebte)

In dem 1974 produzierten Spielfilm *Almanyalı Yarım* von Orhan Aksoy verlieben sich Murat,

Fabrikarbeiter in München, und Maria, Tochter eines wohlhabenden ehemaligen deutschen Generals, ineinander. Marias Eltern sind gegen die Beziehung ihrer Tochter zu Murat. Der junge Tür-



Im Sommer 1972 fanden sich wiederholt bis zu 3.500 MigrantInnen aus Jugoslawien im Wiener Augarten, um zu essen, trinken, musizieren und zu tanzen. **Vladimir Ivanović** über die Hintergründe und Gegenmaßnahmen.



ke ist aufgrund seiner Herkunft nicht gut genug für die Familie. Der einflussreiche Vater veranlasst Murats Kündigung und sofortige Ausweisung. Daraufhin begleitet Maria Murat in sein Heimatdorf, wo sie zum Islam konvertiert. Sie heiraten mit dem Segen seiner Eltern. Das Paar lebt glücklich auf dem Land, bis Marias Vater sie mit der Ausrede, die Mutter sei schwer krank, wieder nach Deutschland lockt. Dort schmuggelt er Drogen in Murats Tasche, zeigt ihn an und bringt ihn so ins Gefängnis. Murat kann entkommen und versucht mit seiner Frau, die die Intrige ihrer Eltern durchschaut hat, zurück in die Türkei zu fliehen, da sie nur dort eine Chance sehen, dass Murats Unschuld vor Gericht bestätigt wird. Sie werden jedoch beide auf einer Verfolgungsjagd von der Polizei erschossen.

Im Mittelpunkt des Films steht die Liebesgeschichte zwischen Maria und Murat. Der Konflikt, der zum tragischen Ende führt, ist nicht auf kulturelle Unterschiede aufgebaut, sondern auf den Intrigen Marias Eltern gegen den Schwiegersohn. Murat wird als zufrieden mit seinem Leben in München porträtiert, Hinweise auf ein Fremdheitsgefühl oder Befremdung fehlen. Arbeitsmigration sowie die spätere Migration Marias in Murats Dorf wird als unproblematisch dargestellt. Bis auf einige wenige rassistische Bemerkungen seitens des deutschen Vaters und eines Polizisten gibt es keine negativen Reaktionen auf die türkischen Arbeitskräfte. Im

Gegenteil: Verlässlichkeit, Respekt und Umsicht – präsentiert als türkische Qualitäten – erhalten positive Anerkennung. Murat und seine Freunde frequentieren nach Feierabend die gleichen Lokale wie Maria und ihre FreundInnen. Deutsch kommt bis auf Marias allerersten Satz an Murat („Passen Sie auf!“) nicht vor, wodurch auch keine, auf Sprachverständnis basierende Kommunikationsprobleme in Erscheinung treten. Der Film erweckt den Anschein, das Leben von Maria und Murat wäre ohne den Widerstand ihrer Eltern völlig reibungslos verlaufen.

Dönüş (Rückkehr)

Der 1972 gedrehte Film *Dönüş*, in dem die bekannte Schauspielerin Türkan Şoray sowohl die Regie, als auch die Hauptrolle überhat, spielt in einem türkischen Dorf und befasst sich mit dem Schicksal von Gülcan, deren Mann nach Deutschland arbeiten geht, um seine Schulden bezahlen zu können. Während seiner Abwesenheit wird Gülcan auf Druck des Großgrundbesitzers, dessen Liebesbekundungen sie mehrmals zurückweist, in der Dorfgemeinschaft isoliert und muss um ihr Überleben und das ihres kleinen Sohnes kämpfen. Als İbrahim wiederkommt, ist er entfremdet und reist nach kurzer Zeit wieder ab um noch mehr Geld zu verdienen. In seiner erneuten Abwesenheit führen die Intrigen des Großgrundbesitzers zum tragischen Tod des gemeinsamen Sohnes von Gülcan und İbrahim.

Nachdem Gülcan alle Mitbringsel ihres Mannes, auf dessen Briefe sie seit langem vergeblich wartet, vernichtet, bringt sie aus Rache den Gutsherrn um. Fast zeitgleich sterben İbrahim und seine deutsche Frau bei einem Autounfall. Gülcan nimmt sich um deren kleinen Sohn an.

In diesem Film wird Deutschland nur in kurzen Abschnitten dargestellt, zum Beispiel als ein eingeblendeter Duschkopf. İbrahim erzählt Gülcan von Bierzelten, wo Frauen gemeinsam mit Männern trinken, davon, dass seine Kollegen meinen, man würde sich bald an alles in diesem Land gewöhnen. Er bringt Radio, Kassettenrecorder, Lotions, Sonnenbrille und Bekleidung mit und hebt sich mit Anzug und Krawatte von den anderen Männern im Dorf ab. Deutschland ist für ihn der Ort, wo alles Erdenkliche vorhanden ist. Nachdem er das Leben dort gesehen hat, reicht ihm Schuldenfreiheit und Grundbesitz nicht mehr; er will sich nicht mehr am Feld abrackern, sondern in die Stadt ziehen. Gülcan scheint zwar zeitweise vom unbekanntem Deutschland verlockt zu sein, doch sie beschreibt die Fremde auch als „Hölle“, die ihr Mann nur für sie und ihren Sohn auf sich nimmt. İbrahims Leben in Deutschland schiebt sich wie ein Keil in ihre Beziehung, erstens weil es ihn verändert, ihr entfremdet und blind für ihre Probleme macht und zweitens da İbrahims Abwesenheit die Übergriffe des Großgrundbesitzers ermöglicht.



Otobüs (Der Bus)

Otobüs von Tunç Okan, ebenfalls 1974 gedreht, ist einer der bekanntesten Filme zu Gastarbeit, der insofern eine Ausnahme darstellt, als dass hier nicht eine Liebesgeschichte, sondern die Reise einer Gruppe von Männern aus dem ländlichen Anatolien, die in Schweden auf Arbeit hoffen, die zentrale Rolle spielt. Der Chauffeur, dem die neun Männer in blindem Vertrauen Pässe und Geld überlassen, parkt den alten Bus in einer zentralen Fußgängerzone von Stockholm und setzt sich nach Hamburg ab. Aus Angst vor der Polizei und Abschiebung bleiben die neun Männer im Bus. Hinter den geschlossenen Vorhängen beobachten sie unentdeckt das ihnen seltsam erscheinende Treiben am Platz.

In der Nacht erkunden die Männer vorsichtig die nahe Umgebung, benutzen die öffentliche Toilette, suchen Essbares aus Mülleimern. Zwei, die sich auf einen Spaziergang durch die Einkaufsstraßen wagen, flüchten in Panik, als sie einen Polizisten sehen. Nur einer von ihnen findet zurück zum Bus, der andere erfriert nach vergeblicher Suche, in eine Brückennische gekauert. Bei einer Erkundung der nahen U-Bahn-Station werden sieben Männer Opfer einer Gruppe, die sich über ihre Angst und ihren Hunger lustig macht. Der Achte wird von einem Unbekannten auf eine Kneipentour mitgenommen, dort sexuell belästigt und als er aufspringt und sich auf dem Weg noch auf das Essen anderer Gäste stürzt, wird er aus dem

Lokal geworfen und zusammengeslagen. Das Ende des Filmes zeigt die Räumung des Busses durch die Polizei. Einer nach dem anderen werden die verbleibenden Männer aus dem Bus geholt und abgeführt.

Die limitierte Anzahl von auf offziellem Weg rekrutierten ArbeiterInnen und restriktive Gesundheits- und Qualifikationskontrollen führten bereits ab Mitte der 1960er Jahre zu einer Zunahme von selbst- oder schlepperorganisierter Migration aus der Türkei (vgl. Akgündüz 2008:95). Wenngleich dies die Wahrscheinlichkeit erhöhte, eine Arbeitsstelle im Ausland zu bekommen, so waren die damit verbundenen Kosten und Risiken höher. Auch Absicherungen, wie sie das Arbeitsamt anbot, fielen weg.

Der Film *Otobüs*, der in der Türkei wegen „herabwürdigender Darstellung von Türken“ zwischenzeitlich verboten wurde, thematisiert ein Ausgeliefertsein, das über das Schicksal von ArbeitsmigrantInnen, die nicht den offiziellen Weg wählten, hinausgeht. In der Stadt, die sogar das Wasser in der Trinkflasche gefrieren lässt, bleiben die Männer alleine und können sich auch sprachlich nicht mitteilen. Der Bus wird zum Zufluchtsort inmitten dieser unverständlichen Stadt, jedes Verlassen dieses Ortes eine Bedrohung. Einzig der Chauffeur scheint seinen Platz in Europa gefunden zu haben.

Diese drei Filme, die zu den ersten Migrationsfilmen in der Türkei zählen, zeigen sehr unterschiedliche

Darstellungen von Arbeitsmigration, die in sich eine weitere Analyse verdienen würden. Vom Begriff fremd ausgehend, kann die Erfahrung des anderen in *Almanyah Yarım* mit dem Attribut *nicht fremd* bezeichnet werden. Während es Klassenunterschiede gibt, scheinen kulturelle Differenzen absent. In *Dönüş* hat Migration eine *entfremdende* Wirkung. Das Streben İbrahims nach dem, was als „modern“ definiert wird, bewirkt eine Abkoppelung von seiner Frau und der Dorfgemeinschaft. *Otobüs* schließlich zeigt die Konfrontation mit dem Anderen als *befremdend*. Diese Befremdung kann weder von den neun Männern im Bus noch von den PassantInnen überwunden werden.

Literatur:

Akgündüz, Ahmet (2008): Labour Migration from Turkey to Western Europe, 1960-1974: a Multidisciplinary Analysis. Ashgate: Aldershot; Burlington.

Anık, Mehmet (2012): Türk Sinemasında Yurtdışına Göç Olgusu. In: E. Yılmaz: Türk Sinemasında Sosyal Meseleler. Başka Yerler. Istanbul: 31-59.

Kayaoğlu, Ersel (2012): Figurationen der Migration im türkischen Film. In: Şeyda Özil et al.: 51 Jahre türkische Gastarbeitermigration in Deutschland. V&R unipress: Göttingen: 81-104.

Tamer, Emel Ceylan (1978): Türk Sinemasında Göçmen İşçi Sorunu. In: Sosyoloji Konferanslar Dergisi 16: 76-89.

Theresa Weitzhofer-Yurtışık ist Mitarbeiterin des Forschungsprojekts „Deprovincializing Contemporary Austrian History. Migration und die transnationalen Herausforderungen an nationale Historiographien (ca. 1960-heute)“, gefördert vom FWF und lebt seit 2007 in Ankara.

Die zwei Türken wollen nach Deutschland

Mobilität als Strategie des Aufbegehrens gegen die Arbeitsverhältnisse in den 1960er Jahren

In der frühen Zeit der staatlich organisierten Arbeitsmigration nach Österreich gab es noch keine Beratungsstellen für oder Selbstorganisationen von Migrant_innen, die sie in der Wahrung ihrer Rechte als Arbeitnehmer_innen unterstützten. Umso mehr Bedeutung ist daher dem Aufbegehren einzelner gegen die Arbeits- und Wohnverhältnisse, die für unzumutbar befunden wurden, beizumessen. Eine Analyse widerständiger Praktiken, gefunden in historischen Quellen der 1960er Jahre.

Überlieferte Bestände in österreichischen Archiven zur Geschichte der Arbeitsmigration seit den 1960er Jahren stammen zum überwiegenden Teil aus der Provenienz staatlicher Institutionen oder aus jener von Unternehmen bzw. Unternehmensvertretungen. In der Regel spiegeln die vorgefundenen Quellen daher nicht die Perspektive von Arbeitnehmer_innen wider. Trotzdem enthalten die dokumentierten Forderungen, Handlungen und administrativen Maßnahmen Hinweise auf individuelle Strategien von Migrant_innen im Umgang mit den vorgefundenen Strukturen und Verhältnissen in Österreich. Oft sind es Berichte – verfasst von einem Beamten oder der Mitarbeiterin eines Unternehmens –, die Formen des Aufbegehrens dokumentieren.

Als Beispiel möchte ich aus einem Bericht des Landesarbeitsamtes Niederösterreich an die Bezirkshauptmannschaft in Baden vom 13. November 1962 zitieren. Hierbei geht es um „fremdenpolizeiliche Maßnahmen“ gegen neun türkische Arbeiter, die beim österreichischen Bauunternehmen U[...] auf der Baustelle Semperitwerke in Traiskirchen beschäftigt waren.

Das Unternehmen warb seit Beginn der 1960er Jahre Arbeiter in der Türkei aber auch in Spanien an. Den Anlass für die geforderten fremdenpolizeilichen Maßnahmen – konkret die Forderung nach Abschiebung der neun Arbeiter ins Herkunftsland – bildete deren Weigerung, ihr Arbeitsverhältnis mit der Baufirma nach Ablauf ihres Arbeitsvertrages zu verlängern. Das Landesarbeitsamt Niederösterreich

schildert den Sachverhalt folgendermaßen: „Mit dem Hinweis, den ursprünglichen und bis 31.10.1962 befristeten Arbeitsvertrag erfüllt zu haben, waren sie nicht mehr gewillt, bei der Firma, die die vereinbarten Lohn- und Arbeitsbedingungen eingehalten hat, zu verbleiben. Teils äußerten sie die Absicht, nach Deutschland zu fahren, teils wollten sie in Industriebetriebe nach eigenem Gutdünken gelangen. Sie haben auch die Bemühungen der Firma und der Arbeitsgemeinschaft der Bundeswirtschaftskammer für die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte um eine gemeinsame Heimbeförderung mittels eines Sammeltransports vereitelt. [...] Da auch weiterhin Interesse an ihrer berufsrichtigen Beschäftigung bestand, sieht das Landesarbeitsamt NÖ. in dem disziplinosen und den Arbeitsmarkt störenden Verhalten dieser Fremdarbeiter eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit.“^[1]

Nach den Vorstellungen des Landesarbeitsamtes Niederösterreich sollte es den neun türkischen Arbeitern nicht möglich sein, über ihren (zukünftigen) Arbeitsplatz und ihr

[1] Archiv der WKÖ, Mikrofilm Nr. 885, T 7.

[2] Dafür fehlte jedoch die gesetzliche Grundlage. Im Zuge der interministeriellen Verhandlungen über die Verabschiedung eines neuen Fremdenpolizeigesetzes, das die Ausländerpolizeiverordnung von 1938 im Jahr 1954 ablösen sollte, schlug das Innenministerium in seinem Entwurf eine „Verpflichtung zur zwangsweisen Aufnahme einer Arbeit durch Ausländer“ vor. Dieser wurde vom Sozialministerium allerdings abgelehnt. Oesta, AdR, BMFSV, Gruppe 3/Präsidium, Sammelakt Entwurf eines Fremdenpolizeigesetzes, Geschäftszeichen 101, Grundzahl 4660/53.

Berufsfeld selbst zu entscheiden.^[2] Weil sie den Wünschen des Unternehmens nicht entsprechen wollten, werden die Arbeiter nicht nur als „disziplinos“ abqualifiziert, ihr Verhalten soll auch Sanktionen zur Folge haben.

Es handelt sich hier um ein besonders krasses Beispiel für die Willkür und Autorität, mit der staatliche Behörden Kontrolle über Migrant_innen ausüben und deren Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt mittels staatlicher Repressionsmaßnahmen zu regeln versuchen. Dazu zählten Maßnahmen wie das Verbot der Beschäftigung an einem anderen Arbeitsplatz in Österreich, die Abschiebung ins Herkunftsland, der Erlass von Aufenthaltsverboten sowie im Allgemeinen die gesetzlichen Beschränkungen des Zugangs zum Arbeitsmarkt.

Die Koppelung von Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis sollte die Flucht vom Arbeitsplatz systematisch erschweren, konnte diesen aber nicht verhindern. Die Mobilität stellte eine zentrale Widerstandsstrategie von Migrant_innen dar, um sich gegen die Arbeitsbedingungen zur Wehr zu setzen, sei es durch den Wechsel des Arbeitsplatzes, die Rückkehr ins Herkunftsland oder die Weiterreise in ein anderes Land, das attraktivere Arbeitsbedingungen bot. Ermöglicht wurde die Mobilität durch die starke Nachfrage österreichischer wie ausländischer Firmen nach „Gastarbei-

tern“ zur damaligen Zeit. Der große Bedarf nach Arbeitskräften steigerte die Konkurrenz zwischen den Unternehmen und die Angst vor „Abwerbung“.

Dies dokumentieren zahlreiche weitere Fälle von Arbeitsplatzwechsel oder Fernbleiben in den Anwerbeaufträgen österreichischer Firmen aus den 1960er Jahren, zu finden im Archiv der Wirtschaftskammer Österreich. Da die offizielle Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte für die Unternehmen mit der Bezahlung einer Anwerbepauschale verbunden war, forderten sie im Falle eines „Vertragsbruchs“ die Rückerstattung der Anwerbekosten^[3] durch die Arbeitsgemeinschaft für die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte (AGA)^[4].

Um die Mobilität von Migrant_innen vorbeugend zu verhindern, behielten manche Unternehmen gar ihre persönlichen Dokumente ein: „Die zwei Türken zum Beispiel, die von meiner Firma nach Deutschland gehen wollen, stellen sich zwei Tage von der Früh bis abends vor der Kanzlei an, um die Herausgabe der Papiere zu erwirken, obwohl ihnen durch den Dolmetsch gesagt wurde, daß es zwecklos ist“, berichtet etwa eine niederösterreichische Baufirma in einem Schreiben an die AGA aus dem Jahr 1963.^[5]

Dokumentiert sind vereinzelt auch Arbeitsniederlegungen und

Streikaktionen, um eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen zu erwirken. Eine historische Quelle stellen Berichte österreichischer Sicherheitsbehörden betreffend „fremdenpolizeilichen Maßnahmen“ gegenüber Migrant_innen dar. So berichtete die Bundespolizei Innsbruck, dass am 14 Juni 1966 36 jugoslawische Arbeiter bei einer Innsbrucker Baufirma „in der Zeit von 07.00 bis 10.00 die Arbeitsaufnahme verweigerten und mehr Lohn, besseres Essen und bessere Unterkünfte verlangten“^[6]. Während das Unternehmen in diesem konkreten Fall in einem ersten Schritt eine Verbesserung der Wohnverhältnisse versprach, führten Streikaktionen in vielen anderen Fällen zur Abschiebung ins Herkunftsland. Drei griechische Arbeiter erhielten laut Bericht der Bezirkshauptmannschaft Feldkirch im Sommer 1962 ein unbefristetes Aufenthaltsverbot und wurden in der Folge nach Griechenland abgeschoben, weil sie:

„[...] die anderen bei der fa. [...] beschaeftigte n fremdarbeiter zur unzufriedenheit aufgehetzt [haben], so dass ihnen von der firma gekuendigt werden musste [sic]“.^[7]

Im Rahmen meiner bisherigen historischen Forschung bilden die skizzierten Beispiele des Aufbegehrens von Migrant_innen *Trouvailles* – Glücksfunde im Archiv. Im Hinblick auf nähere biografische Informationen, persönliche Motive und das weitere Schicksal der Arbeiter_innen ist ihr Informationsgehalt relativ gering. Sie zeugen aber davon, dass Arbeitsmigrant_innen die vorgefundenen Arbeits- und Lebensbedingungen, sowie ihre gesellschaftliche Position in Österreich im Allgemeinen nicht ohne weiteres akzeptierten, auch wenn ihr Widerstand größtenteils sanktioniert wurde.

Vida Bakondy, Historikerin, ist derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin des Forschungsprojekts „Deprovincializing Contemporary Austrian History. Migration und die transnationalen Herausforderungen an nationale Historiographien (ca. 1960-heute)“, gefördert vom FWF.

[3] Die Anwerbepauschale sollte die Kosten für die Visaerteilung, die ärztliche Untersuchung und die Reise nach Österreich und die Verpflegung während der Reise sowie für allfällige Schubkosten decken. Die Höhe der Anwerbepauschale variierte im Laufe der Jahre. 1966 z. B. betrug die Anwerbepauschale für jugoslawische Arbeitnehmer_innen 625 österreichische Schilling und für spanische und türkische 900 Schilling. Archiv der WKW, Sparte Handel, Sektionszahl 1226/64, in: Schachtel Sekt.Z., 1221-1233, Merkblatt für die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte.

[4] Die AGA bildete die Zentrale der Anwerbeorganisation der Bundeswirtschaftskammer in Österreich und nahm ihre Tätigkeit im Februar 1962 auf.

[5] Archiv der WKÖ, Mikrofilm Nr. 885, T 17.

[6] BMAA, Abteilung 12, Geschäftszeichen Jugoslawien V/5P, Grundzahl 221.721-11/66.

[7] Oesta, AdR, BmI, Abt. 24, Gastarbeiterstatistik Teil 1, Geschäftszahl 88.970-4/62.

Die Unerwünschten und die Unauffälligen

Auf der Spur bürgerlicher ArbeitsmigrantInnen aus Jugoslawien

Vom Tellerwäscher zum Millionär“ war nicht die Karriere der GastarbeiterInnen in Österreich. Doch einige schafften so etwas ähnliches. Entscheidend war, dass sie einen ganz anderen Klassenhintergrund hatten. Österreich hatte aber nicht auf diese Menschen gewartet. Sie halfen sich selbst, so gut es ging ...

Im Jugoslawien der 1950er und -60er Jahre fand eine wirtschaftliche und politische Revolution statt. Politische Gegner, die man als Kollaborateure oder Faschisten qualifizierte, wurden verfolgt. Die neuen Machthaber gingen getreu ihrem Auftrag, eine soziale Revolution durchzuführen, auch mit Repressionen gegen so genannte „Überreste der ehemals herrschenden Klassen“ vor. Die betroffenen Menschen wählten in vielen Fällen den Weg in die Auswanderung, die in zwei Phasen vor sich ging: In den 1950er Jahren flüchteten viele „Politische“ aus Jugoslawien, viele der anderen und ihre Kinder lebten weiter unter erschwerten Bedingungen.

Tihomir und Paulina S. waren ein junges Paar, das im Jugoslawien der 1960er Jahre nicht gerne gesehen war. Er wollte aus politischen Gründen nicht Mitglied der Kommunistischen Partei werden. Sie stammte aus einer bürgerlichen ungarischen Familie. „Meine Eltern haben alles verloren ... uns ist nichts geblieben“, sagt Paulina 2006 in einem Interview in Wien und lacht bitter. Tihomir und Paulina waren jeweils die jüngsten Kinder in der Familie, die Eltern waren teilweise gestorben, Paulinas Mutter war Alleinerzieherin.

Ende der 1960er Jahre bot die neue Arbeitsmigration dieser jüngeren Generation an Unerwünschten die Gelegenheit, quasi als Trittbrettfahrer zu migrieren. Tihomir und Paulina hatten 1966 in der Provinz Vojvodina geheiratet. Tihomir bekommt wegen fehlender Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei Jugoslawiens keinen Arbeitsplatz. Sie gehen, wie so viele in dieser Zeit der Landflucht, nach Belgrad. Nun ist es Paulina, die keine Arbeit findet. Das Paar lebt in einer Belgrader Wohnung, die es sich mit Tihomirs Gehalt allein nicht leisten kann. Auch hier spielt die fehlende Parteimitgliedschaft eine Rolle: ohne sie müssen die S.' sehr lange auf eine günstige Wohnung warten. Sie bekommen zwei Kinder, Gordana und die kleine Susana. Anfang 1969 hören sie von einer Möglichkeit, in Österreich Arbeit zu finden. Tihomir gelangt als „Tourist“ nach Wien, Paulina soll nachkommen. Am 30. August 1969 ist es so weit. Geholfen haben ihre Netzwerke: „Wir haben Bekannte da gehabt ... und die haben irgendwo gearbeitet und die haben den Arbeitgeber gefragt, ob wir auch dort arbeiten können und wir haben den 1. September [1969] angefangen zu arbeiten“.

Eigentlich war der Plan gewesen, in ein entfernteres Land mit mehr Möglichkeiten zu gehen, z. B. Australien, aber sie bleiben in Wien. Paulina arbeitete als Büglerin, was ihr im Interview ein unterdrücktes Lachen entlockt, er verdingte sich in verschiedenen Jobs, angefangen von einem Café am Südbahnhof, bis zum LKW-Chauffeur. Sie hatten aber das Glück, gleich eine Wohnung in Untermiete zu bekommen. Paulinas erster Arbeitgeber, der gleichzeitig auch Wohnungsvermieter war, erwies sich als nächster wichtiger Kontakt in Wien. Mit ihm konnte Paulina Ungarisch sprechen und, wie sich herausstellen sollte, hatten sie noch weitere Gemeinsamkeiten.

Paulina und Tihomir waren anders als andere „Gastarbeiter“. Ihre Entscheidungen über die Kinder, die Schule, den Wohnort, waren auf bürgerliche Werte orientiert. Nur während der ersten drei Monate in Wien blieben die Kinder bei ihrer Großmutter in der Vojvodina, aber „zu Weihnachten habe ich die Kinder da hergeholt“, sagt Paulina. Am Anfang war es für sie nicht leicht, mit zwei Kindern ihrer neuen Tätigkeit als Büglerin nachzugehen. Paulinas Vater war gestorben, deshalb kam

ihre Mutter nach Wien und passte hier auf die Kinder auf. Für Paulina war es dennoch sehr schwierig, ihre 45-Stunden-Woche mit den beiden Töchtern zu koordinieren. Sie arbeitete auch Samstag vormittags. Dann wechselte Paulina der Kinder wegen auf Heimarbeit und entschloss sich nur mehr gelegentlich zu arbeiten. Tihomir war vollbeschäftigt. Das ging so bis die Kinder in den Kindergarten kamen. Sie schickten Gordana und Susana in ein als bürgerlich bekanntes Gymnasium.

Auch ihre Wohnadressen folgen bürgerlichen Mustern. Die Familie S. bezog die erste Wohnung im IX. Bezirk, wo sie drei Jahre wohnte. Ca. 1972 übersiedelten sie in eine größere Wohnung bei der Servitenkirche im selben Bezirk. Schließlich erwarb die Familie ihre „vornehmste“ Adresse: eine 220-qm-Wohnung in einem historischen Pawlatschenhaus im I. Bezirk. Ein Teil der Wohnung wurde als Büro genutzt. 1994 mieteten sie ein richtiges Büro am Schwedenplatz und zogen in eine Wohnung im VIII. Bezirk. Für die Wohnungswahl hatte Paulinas Arbeitgeber, Besitzer einer Bekleidungsfirma und ungarischer Jude, eine zentrale Rolle gespielt. Paulina sagt, „mein Chef hat schon gewusst, aus was für Familien kommen wir und was sind wir und so weiter [...]. Es war am ersten oder zweiten Abend, dass er es uns gesagt hat: ‚Aber schauen Sie, da [in Wien] gibt es Klassenunterschiede und auch mit Wohnen ’ähm sind große Unterschiede in Bezirke. Es ist von Ihnen abhängig, was Sie aus ihrem Leben machen, aber wie ich das einschätzen kann, Sie sollten doch schauen, wo Sie wohnen, [...]. Aber Herr S., wie ich Sie kenne, Sie werden in ein-zwei Jahren sagen, die Wohnung ist klein für mich, ich will eine größere Wohnung.‘ Es war genau so.“

Dieses Streben, sich zu „verbessern“, zeigt sich auch im Arbeitsleben der beiden. Tihomir und Paulina sehen ihre Arbeitsverhältnisse als Sprungbrett. Der entscheidende Sprung kam 1972, als Tihomir nicht nur den Führerschein gemacht hatte, um seine Chancen zu verbessern, sondern einen der damals neuen Computerkurse besuchte, den er mit seinem Know-how aus Jugoslawien offenbar gut meistern konnte: Er bestand die Aufnahmeprüfung und bekam eine Anstellung bei Philips. Tihomir verdiente jetzt 40.000 Schilling monatlich. Er wollte sich nun selbstständig machen und Unternehmer werden, und zwar in einem Gewerbe, das ihn mit der Heimat verband: Gemüsehandel. Paulina gab nach anfänglichen Bedenken nach und willigte in die Selbstständigkeit ein. Ihm hat die neue Beschäftigung großen Spaß bereitet, für sie war es eine Belastung, besonders wegen der drohenden Unsicherheit und weil ihr Mann andauernd auf den Landstraßen Österreichs und der Nachbarländer unterwegs war. Oft reiste er nach Jugoslawien, dann auch weiter bis nach Bulgarien. Für Paulina, die das Büro betrieb, gab es eine Menge zu organisieren. Zeitweise waren zehn LKWs gleichzeitig unterwegs, mit Trauben aus Mazedonien, Paprika aus der Vojvodina oder Birnen aus Slavonien. „Es war nicht so einfach, aber es war sehr schön.“

Familie S. suchte nicht den Kontakt zu Landsleuten, außer zu Geschäftspartnern. Sie legten besonderen Wert darauf, ihre Kinder in Schulen zu schicken, die sonst nur von österreichischen Kindern besucht werden, die Wohnungswahl erleichterte auch den Besuch „bürgerlicher“ Schulen. Die entstehenden Gemeindestrukturen der proletarischen Landsleute in Wien frequentieren die S. nicht. Paulina sagt, „ich gehe nirgends. Nein. ... ja nein, ich war noch in kein Verein, jugoslawisches, eben, ich stelle mir vor,

dass dort eben jugoslawische Musik gespielt wird und und die sind alle so ... machen sie sich so gescheit und so, so, so ...“ Für diese Distanz macht sie regionale kulturelle Unterschiede verantwortlich. Die Rückkehr in die Heimat spielt in den Erzählungen von Paulina und ihrer älteren Tochter Gordana keine Rolle. Paulina meint, dass die älteren Geschwister in Jugoslawien ihre Position in der Erbfolge eingenommen hätten, Tihomir und sie haben ihr Glück im Ausland gesucht. Aber Tihomir verband seine Arbeit mit der Region, aus der er stammte. Sie kauften ein Grundstück mit einem Bauernhaus in der Vojvodina und verbringen Zeit dort. Paulina kam Ende der 1990er wegen der neuen ungarischen Gesetze unverhofft zu einer Immobilie in Budapest, wo sie seitdem Zeit verbringt. Als Tihomir stirbt, wird er in der Heimat auf traditionelle Weise begraben. Paulina, Gordana und Susana nehmen die österreichische Staatsbürgerschaft an.

Sie waren in Jugoslawien nicht gern gesehen. Sie waren in Österreich nicht vorgesehen. Wohin sollten sie sich orientieren? Paulina und Tihomir strebten danach, den beschädigten sozialen Status zu reparieren und bewegten sich in Wien in einem internationalen bürgerlichen Milieu. Mit Menschen, die ihren Weg verstanden, haben sie ihr Projekt durchgeführt.

Doch sie sind an Grenzen gestoßen, die mitunter damit zu tun hatten, dass Österreich nicht auf sie gewartet hatte. Die Kinder des Paares wurden Akademikerinnen mit einem internationalen Freundeskreis. Wie viele andere Graduierte befanden und befinden sie sich in einer globalisierten und prekarierten Arbeits- und Lebenswelt.

Wladimir Fischer ist Historiker in Wien mit Schwerpunkt Stadt-, Migrations- und Kulturgeschichte in Mittel- und Südosteuropa und arbeitet derzeit im Forschungsprojekt „Deprovincializing Contemporary Austrian History. Migration und die transnationalen Herausforderungen an nationale Historiographien (ca. 1960-heute)“, gefördert vom FWF.

Bei diesem Text handelt es sich um eine vom Autor grundlegend überarbeitete Fassung des Artikels „Gute Familien auf Abwegen“, erschienen in: *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands*. Band 28, Heft 1-2/2011, S. 56 -61.

Balkanski Vudstok

Vertreibung der ArbeitsmigrantInnen aus dem öffentlichen Raum

Als am 1. Januar 1976 das Ausländerbeschäftigungsgesetz in Kraft trat und de jure einen „Anwerbestopp“ einführte, arbeiteten in Österreich bereits 130.000 jugoslawische Staatsangehörige. Familienmitglieder mitgerechnet lag diese Zahl über 200.000. In den zur Verfügung stehenden Wohnheimen und engen Wohnungen war praktisch keine Privatsphäre gegeben, daher verbrachten viele ihre Freizeit fast schon zwingend im öffentlichen Raum.

Mit dem Beginn der Arbeitsmigration nach Österreich entwickelten sich die Bahnhöfe der Großstädte zu informellen Treffpunkten der Gastarbeiter-Community. Der Bahnhofbesuch am Wochenende wurde zu einem Ritual, das sich kaum jemand entgehen lassen wollte. Es gab mehrere Gründe für diese Vorliebe: Bahnhöfe waren verkehrstechnisch meist leicht zu erreichen, im Winter waren die Warthallen beheizt und damit angenehmer als Plätze im Freien und es gab, anders als in Lokalen und Cafés, auch keinen Zwang zum Konsum von Getränken oder Speisen. Die Ankunft von neuen Menschen auf der Suche nach Arbeit empfanden zudem viele der bereits länger ansässigen GastarbeiterInnen als Bestätigung, dass ihre Lage nicht die schlimmste sei.

Die lokale Bevölkerung stand diesem Aufenthalt auf den Bahnhöfen alles andere als wohlwollend gegenüber. Viele setzten sich für Maßnahmen gegen die „Balkanisierung“ der Bahnhöfe und ihre „Umwandlung in

Basare“ ein. Unter der Schirmherrschaft des Wiener SP-Bürgermeisters Felix Slavik wurde im Jahr 1971 eine Kampagne mit dem Titel „Finger weg vom Bahnhof“ gestartet. Als Ausweichalternative sollte in der Nähe des Südbahnhofes ein sogenanntes „Gastarbeiterquartier“ errichtet werden, mit Wohnungen und einem Lokal nur für diese Zielgruppe.^[1] Doch kam es nie zur Durchführung dieser Aktion bzw. zu dieser strikten Segregation.

Mit der Verlängerung des anfänglich als vorübergehend empfundenen Aufenthalts in Österreich änderte sich auch das Freizeitverhalten der Menschen. Viele hatten in der Zwischenzeit Familien gegründet oder nachgeholt, wodurch der Besuch von Lokalen und Bahnhöfen – vor allem in den Sommermonaten – in den Hintergrund geriet, dafür Freizeitbeschäftigungen in der Natur zunahmen. Die ArbeiterInnen trafen sich Anfang der 1970er Jahre an Wochenenden in diversen Parks. Aber auch hier stieß ihre Präsenz

bei Teilen der lokalen Bevölkerung auf Kritik. Die Politik reagierte mit regulierenden Maßnahmen, wie der Umgang mit den, in den Medien als „Balkan Woodstock“ betitelten, spontanen Treffen jugoslawischer MigrantInnen im Wiener Augarten im Sommer 1972 zeigt.

An einem Wochenende im Juli 1972 versammelten sich jugoslawische GastarbeiterInnen auf eigene Initiative im Wiener Augarten. Schon am darauf folgenden Wochenende stieg die Zahl dieser Gruppen an, spontan entstanden Stände, an denen Getränke und Grillspezialitäten verkauft wurden. Die Harmonika war ständig zu hören, überall wurde getanzt „Sie kommen mit Frau, Mutter, Kind und Hund, durch Mundpropaganda angelockt, nicht nur aus Wien, sondern aus Nieder- sogar aus Oberösterreich. Sie nehmen eine lange Reise auf sich, um einige Stunden in der Woche wieder einmal in Urosevac, in Prijepolje, in Krusevac – oder woher sie sonst kommen mögen – zu sein.“^[2] schrieb die Tageszeitung *Die Presse*. Am 13. August 1972 versammelten sich hier etwa 3.500 jugoslawische GastarbeiterInnen zur bis dahin größten Zusammenkunft dieser Art in Österreich.^[3]

^[1] o. V.: Beim Südbahnhof: Eigenes Viertel für Gastarbeiter, in: Kurier vom 17.8.1971.

^[2] Malte Olschewski: Balkanisches Woodstock in Gefahr. Die Polizei hat Sorgen mit dem Gastarbeitertreff im Augarten, in: Die Presse vom 12.8.1972.

^[3] Michael Mattuschka: Gastarbeiter „übersiedeln“ jetzt zur Donau, in: Arbeiter-Zeitung (AZ) vom 17.8.1972.

Die lokale Bevölkerung reagierte mit Missbilligung auf diese Treffen, bei denen ständig „ajde“ gerufen und – aus ihrer Sicht – ein Teil der Grünfläche der Stadt okkupiert wurde. Die Behörden versuchten den aufgebrachten BürgerInnen Wiens zu erklären, dass diese Menschen, die man unter der Woche brauchte, am Wochenende nicht unter eine Tarnkappe vom Stadtbild verschwinden könnten.^[4]

Die Zusammenkünfte jugoslawischer MigrantInnen im öffentlichen Raum beschäftigten auch die Sicherheitsorgane und führten in der Folge zu Ermittlungen. Demnach wurden „[i]m Mai und im Juni 1972 [...] in Wien 22., Schilfweg, jeweils an Samstagen, Sonn- und Feiertagen Zusammenkünfte einer größeren Anzahl jugoslawischer Gastarbeiter (zum Teil mit Frauen und Kindern) festgestellt. Aus unbekanntem Gründen wurden diese Zusammenkünfte im Juli 1972 in die Parkanlage des Augartens in Wien 2. verlegt.“^[5] Laut den Ermittlungen der Bundespolizeidirektion Wien „[...] handelte es sich zumindest anfänglich um nicht organisierte, spontane Zusammenkünfte jugoslawischer Gastarbeiter, welche auf das Bedürfnis nach Unterhaltung und Aussprache mit Landsleuten zurückzuführen sein dürften. Für das Zustandekommen der späteren Treffen waren vermutlich zumindest teilweise auch geschäftliche Interessen (Verkäufer von Speisen und Getränken) einzelner jugoslawischer Gastarbeiter maßgeblich.“^[6]

Weder waren diese Zusammenkünfte angemeldet, noch besaßen



Die nickten nur, das war alles. Bereits am Dienstag waren sie bei der Reichsbrücke.“^[7]

Dieses Ereignis veranschaulicht exemplarisch, dass MigrantInnen in der Öffentlichkeit nicht gerne gesehen wurden bzw. dass der Zugang zu den zentralen öffentlichen Plätzen für die

einheimische Bevölkerung reserviert war. Das spontane Treffen im Augarten könnte man auch als emanzipatorisches Ereignis betrachten, weil die Leute keine Angst hatten, sich in der Öffentlichkeit zu zeigen und ihre eigenen Feste zu zelebrieren. Sie traten als AkteurInnen bzw. Subjekte in einer fremden Umgebung auf. Von Seiten der Behörden führte dieses Ereignis erstmals zu einer Auseinandersetzung mit der Freizeitgestaltung von MigrantInnen. Es sollte ein Platz gefunden werden, wo sich jugoslawische MigrantInnen regelmäßig treffen konnten. So wurde eine Wiese bei der Reichsbrücke zur Verfügung gestellt, fern des Zentrums in der Peripherie und damit genau im Einklang mit den Einstellungen der Wiener Gesellschaft. Zentrale öffentliche Plätze kamen für den Aufenthalt von MigrantInnen nicht in Frage. „Balkan Woodstock“ zeigt die Trennung zwischen BürgerInnen erster und zweiter Klasse auf, wobei letztere im öffentlichen Raum unsichtbar bleiben sollten.

Die Wiese an der Reichsbrücke hat sich als Treffpunkt der jugoslawischen ArbeitnehmerInnen nie entwickeln können. Beliebte Orte blieben auch in Zukunft Bahnhöfe und Parks. Als Massenereignis blieb „Balkan Woodstock“ in Wien ein historisch einzigartiges Geschehen.

die Verkaufsstände eine Konzession. Niemand dachte überhaupt daran, denn wozu sollte man auch eine Genehmigung brauchen, um in den Park zu gehen? Für die Verwaltung der Stadt Wien wurde die Müllbeseitigung nach solchen großen Treffen zu einem zentralen Problem, ein weiteres stellte das Fehlen öffentlicher WC-Anlagen dar.

Wie die *Arbeiter-Zeitung* berichtet, setzte sich die Stadträtin Maria Jacobi für die arbeitenden Gäste ein. Auf ihre Initiative wurde für zukünftige Treffen ein Platz im Überschwemmungsgebiet an der Donau unterhalb der Reichsbrücke zur Verfügung gestellt. Der gekennzeichnete Platz bei der Reichsbrücke wurde „Folklorewiese“ genannt und sollte ab dem Zeitpunkt von Freitag bis Montag mit Sanitär-lastwagen und Müllcontainern versorgt werden. MitarbeiterInnen der Polizei erklärten den jugoslawischen ArbeiterInnen und MusikerInnen im Augarten, dass es ab dem nächsten Wochenende einen neuen Ort für ihre Treffen geben würde. Der Park sollte für den Bau eines neuen Kinderschwimmbekens vorübergehend geschlossen werden. „Das war einfacher, als wir es erwartet haben. Den Musikanten erzählten wir unser Amtsanliegen.

^[4] Malte Olschewski: Balkanisches Woodstock in Gefahr. Die Polizei hat Sorgen mit dem Gastarbeitertreff im Augarten, in: Die Presse vom 12.8.1972.

^[5] BMAA, Sektion IV, 1973, Geschäftszeichen Jugoslawien XI/3P, Grundzahl 200029. Schreiben des BMI, Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit an das BMAA vom 14.9.1972.

^[6] BMAA, Sektion IV, 1973, Geschäftszeichen Jugoslawien XI/3P, Grundzahl 200029. Schreiben des BMI, Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit an das BMAA vom 14.9.1972.

^[7] Michael Mattuschka: Gastarbeiter „übersiedeln“ jetzt zur Donau, in: Arbeiter-Zeitung (AZ) vom 17.8.1972.

Vladimir Ivanović ist derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter des Forschungsprojekts „Deprovincializing Contemporary Austrian History. Migration und die transnationalen Herausforderungen an nationale Historiographien (ca. 1960-heute)“ gefördert vom FWF. Aktuelle Publikation: „Geburtstag pišeš normalno: Jugoslovenski gastarbajteri u Austriji i SR Nemačkoj“, Belgrad 2012.

Nicht genügend, setzen!

Österreichische Behindertenpolitik auf dem Prüfstand der UNO

Die erste Staatenprüfung Österreichs zur Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen hat die Perspektive der NGOs bestätigt und der österreichischen Behindertenpolitik ein überaus kritisches Zeugnis ausgestellt.

Den Höhepunkt des gesamten, sich über knapp drei Jahre erstreckenden Prozesses der Staatenprüfung markierte der im September 2013 stattgefundene Dialog zwischen der österreichischen Staatsdelegation und dem prüfenden Komitee der Vereinten Nationen in Genf: Zwei Halbtage lang stellten die 18 Komiteemitglieder, von denen der Großteil selbst Behinderungserfahrungen hat, gezielte Fragen, um sich ein genaues Bild darüber zu machen, wie die bisher erfolgte Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte der Menschen mit Behinderungen^[1] in Österreich zu beurteilen ist.

Drei Jahre davor hatte das Komitee von der österreichischen Bundesregierung den ersten Staatenbericht^[2] erhalten, der erläutert, welche Maßnahmen der Staat Österreich zur Umsetzung der Konvention ergriffen hat und welche Fortschritte dabei erzielt wurden. In kritischer Ergänzung zu dieser offiziellen Darstellung hatte

die Österreichische Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation einen detaillierten Bericht der Zivilgesellschaft übermittelt^[3]. Auch der unabhängige Monitoringausschuss, der Klagsverband zur Durchsetzung der Rechte von Diskriminierungsopfern sowie das *Sexworker Forum of Vienna* gaben kritische Stellungnahmen ab. Im April 2013 schließlich war eine österreichische NGO-Delegation mit dem Komitee zusammengetroffen, um dessen Fragen eingehend zu beantworten. Auf Basis all dieser Informationen erarbeitete das Komitee einen vertiefenden Fragenkatalog, der sowohl von staatlicher Seite als auch von NGOs beantwortet wurde.

Fülle an Dokumenten

Alleine die im beschriebenen Prozess entstandene Fülle an Dokumenten ist bemerkenswert: Sie ermöglicht die Darstellung österreichischer Behindertenpolitik in einer hierzulande

unbekannten Vollständigkeit, durch die nicht nur Problembereiche und Schwachstellen aufgezeigt, sondern vor allem Zusammenhänge deutlich gemacht werden. Die Berichte widmen sich nicht isolierten Themen wie z. B. Schulintegration oder Sachwalterschaft, sondern sie handeln analog den 33 inhaltlichen Artikeln der Konvention alle Aspekte detailliert und in ihrer gegenseitigen Bezogenheit bzw. Abhängigkeit ab. So entsteht eine komplexe Analyse des aktuellen Zustands österreichischer Behindertenpolitik und der damit verbundenen Maßnahmen, sowohl auf Bundes-, als auch auf Länder- und Gemeindeebene.

Den NGO-VertreterInnen wurde schnell klar, dass sie vom Komitee als wichtige und im Verhältnis zur staatlichen Perspektive als absolut gleichwertige GesprächspartnerInnen behandelt wurden. Die von den NGOs bereitgestellten Informationen waren in vielen Bereichen nicht nur kritischer, sondern viel ausführlicher und weitaus differenzierter als der Staatenbericht, was vom Komitee mit großer Anerkennung honoriert wurde. Für die meisten der teilnehmenden NGO-Menschen waren die Begegnungen mit dem Komitee und mit dessen Berichterstatte für Österreich, Ron Mc Callum aus Australien, sowie schließlich die direkte Beobachtung des Dialogs zwischen der Staatendelegation und dem Komitee persönliche Meilensteine ihres politischen Engagements.

^[1] Im weiteren Text wird die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen nur mehr als die Konvention bezeichnet

^[2] BMASK (2010). UN-Behindertenrechtskonvention. Erster Staatenbericht Österreichs. Beschlossen von der Österreichischen Bundesregierung am 5. Oktober 2010. URL: [http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/7/4/9/CH2092/CMS1359980335644/1__staatenbericht_crp_d_-_deutsche_fassung_\(2\).pdf](http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/7/4/9/CH2092/CMS1359980335644/1__staatenbericht_crp_d_-_deutsche_fassung_(2).pdf) (Stand: 22.11.2013)

^[3] ÖAR (2013). Bericht zur Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen in Österreich anlässlich der ersten Staatenprüfung vor dem UN-Ausschuss über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. URL: http://oear.or.at/ihr-recht/un-behindertenrechtskonvention/zivilgesellschaftsbericht/1-osterreichischer-zivilgesellschaftsbericht/Zivilgesellschaftsbericht_2013_final_2608.doc (Stand: 22.11.2013)



Ron Mc Callum, Berichterstatter der UNO über Österreich; Foto: Petra Flieger

Ausweichen statt antworten

Zwei Elemente des Staatendialogs waren für die Autorin besonders eindrücklich: Erstens bestätigten die Anmerkungen und Nachfragen der Komiteemitglieder die Interpretation der NGOs, wie diese die Konvention inhaltlich auslegen und interpretieren. Hier gab und gibt es Differenzen zwischen staatlichen Stellen, Dienstleistern der Behindertenhilfe und NGOs.

Die Fragen während des Staatendialogs ebenso wie die abschließenden Handlungsempfehlungen stärken die Position der am Selbstbestimmt-Leben-Paradigma orientierten NGOs. Zweitens, und dies ist eine sehr persönliche Beobachtung, war es erschreckend zu erleben, wie wenig die VertreterInnen der Staatendelegation in der Lage waren, präzise und exakt auf die

ihnen, über weite Strecken sehr gezielt gestellten Fragen zu antworten.

Dies führte im zweiten Teil der Prüfung mehrfach zu ungedulden Aufforderungen der Komiteemitglieder, die Fragen nicht mit weit ausholenden allgemeinen Erläuterungen, sondern präzise und fokussiert zu beantworten. Das ausweichende Antwortverhalten der österreichischen Staatendelegation wurde durch die Tatsache verstärkt, dass fast niemand Englisch sprach und dass viele der in österreichisch-verkorkstem Amtsdeutsch vorgetragenen Beiträge für die SimultandolmetscherInnen kaum zu übersetzen waren. Immer mehr verstärkte sich der Eindruck, dass ein ernsthafter, an sachlichem Austausch orientierter Dialog nicht vorgesehen war, sondern dass Ausweichen als Devise ausgegeben worden war.

Umfassende Handlungsempfehlungen

Die vom Komitee veröffentlichten abschließenden Beobachtungen und die daraus resultierenden Handlungsempfehlungen^[4] stellen Österreich ein schlechtes Zeugnis aus: Zwar werden einzelne Aspekte gelobt, wie z. B. die Anerkennung der Gebärdensprache in der Verfassung oder die Einrichtung einer unabhängigen Monitoringstelle zur Überwachung der Umsetzung der Konvention in Österreich. Aber gleichzeitig drückt das Komitee über dreißigmal seine Besorgnis darüber aus, dass die aktuelle Situation nicht den Vorgaben der Konvention entspricht. Dazu zählen u. a. 1.) der unzureichende Schutz vor Diskriminierung, der nicht zu einer Verhaltensänderung bei diskriminierenden Personen führt, 2.) die von Bundesland zu Bundesland variierenden Vorgaben für Barrierefreiheit, 3.) die große Anzahl von Menschen mit Behinderungen, die in speziellen Behinderteneinrichtungen leben und dort einem hohen Missbrauchs- und Gewaltrisiko ausgesetzt sind, 4.) die stagnierende Entwicklung bei der schulischen Integration von Kindern mit Behinderungen und 5.) die fehlenden spezifischen Maßnahmen für Frauen mit Behinderungen.

Umfassend in Frage gestellt wird das Sachwalterschaftsrecht. Es wird als veraltet und im Widerspruch zu Artikel 12 der Konvention erachtet, wo zur Ermöglichung der Rechts- und Handlungsfähigkeit aller Menschen Modelle der unterstützten Entscheidungsfindung verankert sind. Sehr grundlegend wird schließlich die starke Kompetenzzersplitterung zwischen Bund, Ländern und Gemeinden kritisiert sowie die mangelnde ganzheitliche Koordination der Behindertenpolitik und der damit verbundenen Maßnahmen.

Für alle Kritikpunkte gibt es konkrete Empfehlungen, die in den kommenden fünf Jahren umgesetzt werden sollen. Dann steht der nächste Bericht an, anhand dessen das Komitee überprüfen wird, ob und wie die Empfehlungen der ersten Staatenprüfung umgesetzt wurden.

Petra Flieger ist freie Sozialwissenschaftlerin. Sie war im April und im September 2013 Mitglied der österreichischen NGO-Delegation bei der Staatenprüfung in Genf.

^[4] Bis zum 3.11.2013 waren die Handlungsempfehlungen nicht auf der Homepage des zuständigen Sozialministeriums veröffentlicht. Sie stehen in einer inoffiziellen deutschen Übersetzung bislang nur auf der Homepage von *bizeps* zur Verfügung. URL: <http://www.bizeps.or.at/news.php?nr=14358> (Stand: 22.11.2013)

Herr Groll auf der Staatsbrücke

Eines Tages lud der Dozent seinen Freund Groll nach Salzburg ein. Nicht der Festspiele wegen, wie Groll im ersten Moment vermutete, sondern weil der Dozent an der Paris-Lodron-Universität einen Vortrag zur Geschichte Salzburgs in der NS-Zeit halten sollte. Er hätte seinen Assistenten gern an seiner Seite, gegenüber Privatgelehrten verhalte sich die Zunft der Berufssoziologen zuweilen aggressiv.

Der Dozent schlug einen ungewöhnlichen Treffpunkt vor, die Staatsbrücke über die Salzach. Er wolle Groll dort ein ungewöhnliches Buch vorstellen, es gebe keinen anderen Platz, an dem das möglich wäre.

So trafen die beiden einander an einem sonnigen Septembertag. Während der Verkehr sich über die Brücke staute und die O-Busse mit ihren langen Stromgreifern lautlos Fahrt aufnahmen, aber laut quiet-schend abbremsen, klärte der Dozent seinen Freund darüber auf, dass die moderne Brücke 1941 erbaut worden sei. „Französische und sowjetische Kriegsgefangene verrichteten im Angesicht von Mozarts Geburtshaus Zwangsarbeit. Auf die Aufstellung der monumentalen Löwen wurde verzichtet, sie schmücken heute den Hauptbahnhof in Linz.“ Der Dozent kramte in seiner Aktentasche. „Ich habe hier ein Buch, das für die Geschichte Salzburgs schwerer wiegt als die vielen Tonnen Werbematerial zu den Festspielen: Marko Max Feingolds Lebensbericht.“ Er reichte Groll den Band.

„Der Mann, Modehändler und Leistungssportler, Schmierseifenverkäufer im Italien der dreißiger Jahre, Überlebender von Dachau, Buchenwald und Auschwitz, war nach dem Krieg in Salzburg hängengeblieben und organisierte den Transport tausender *displaced persons* nach Triest und andere Hafentstädte. 200.000 staatenlose jüdische Flüchtlinge, befreite KZ-ler und Zwangsarbeiter, kamen nach dem Krieg durch Salzburg, ihr Ziel war Palästina, wo die jüdische Untergrundarmee noch gegen die englische Besatzungsmacht kämpfte, der Staat Israel wurde ja erst drei Jahre später gegründet. Mit gefälschten Papieren, ‚ausgeborgten‘ Lastkraftwagen oder per pedes über hochalpine Steige überwandene jene, die die Hölle hinter sich hatten, auch noch die Alpen. Marko Feingold erwies sich als großartiger, kühner und phantasievoller Organisator, er verhalf vielen zur Flucht vom Kontinent des Grauens. Danach blieb er in Salzburg, obwohl die Stadt bald wieder

in einen offenen Antisemitismus zurückfiel. ‚Wenn mich jemand fragt, dann sage ich: Die Stadt gefällt mir, die Umgebung gefällt mir, die Berge gefallen mir, die Natur gefällt mir, die Menschen muss ich nicht sehen‘“, zitierte der Dozent Feingold aus dem Gedächtnis.

Das Buch ist ob seiner Einzigartigkeit kaum zu beschreiben, will man nicht in Klischees abgleiten. ‚Der Mann ist lakonisch wie Hašeks Schwejk, klug wie Brechts Galilei und kühn wie der junge Prinz Eugen. Man pendelt bei der Lektüre zwischen Lachen, Entsetzen und Empörung und während man die Seiten umblättert, schüttelt man den Kopf angesichts der Gräuelt, die das vergangene Jahrhundert für so viele Menschen parat hatte. Ich will hier nicht auf Details eingehen, Sie müssen das Buch selbst lesen, am besten heute am Abend. Mein Vortrag ist ja erst morgen früh.“

Groll wiegte das Buch in der Hand und runzelte die Stirn.

Dies sehend, nahm ihm der Dozent das Buch aus der Hand und las aus einem im Juni 2000 an Feingold adressierten Schmähbrieft. „*Sie brauchen sich nicht zu wundern, warum ihr Juden immer unbeliebter werdet. Nach 55 Jahren noch etwas zu fordern vom deutschen Volk ist eine Frechheit, gibt es eine kollektive Schuld? Und sollen vielleicht die Urenkel in 100 Jahren auch noch bezahlen? Namen und Adresse möchte ich nicht bekannt geben, sonst ist man bei Euch ein Nazi. Ein Österreicher.“*

Groll entzog dem Dozenten das Buch, steckte es in sein Rollstuhlnetz und setzte sich zum Schloss Mirabell in Bewegung. Schon im Fahren rief er über die Schulter „Bis morgen, beim Vortrag!“ Der Dozent entfernte sich in Richtung Getreidegasse.



Salzburg: Otto Müller Verlag 2012
327 Seiten, EUR 20,-
ISBN 978-3-7013-1196-5

Anmerkungen:

* Aus dem Nachwort der umsichtigen Herausgeber Birgit Kirchmayr und Albert Lichtblau: „Marko M. Feingolds Bild in der Öffentlichkeit beschränkt sich im allgemeinen auf die Schlagworte Jude, KZ-Überlebender, Präsident der Kultusgemeinde, Zeitzeuge – und damit auf die Zuordnung als Opfer.“ In den Gesprächen aber sei die Verblüffung groß gewesen, einem Mann gegenüberzusitzen, der so gar nichts mit dieser Zuordnung gemein hatte.

** Im Kunstprojekt *Beyond Recall* aus dem Jahr 2011 von Brigitte Kowanz, das aus Spiegelkuben besteht, die auf die vier Sockel der Brückenköpfe aufgesetzt sind, wird auch der Zwangsarbeiter gedacht.

„Jeder kann über mich sprechen und ich habe keine Antwort ...“

Macht, Geschlecht und Körper im Deutschunterricht

Wie lassen sich hierarchische Sprechsituationen kommunikativ ausgleichen, ohne das gesamte muttersprachliche Repertoire zur Verfügung zu haben?^[1] Wie können Frauen, die in asymmetrischen Sprechsituationen zum Schweigen gebracht werden, wieder Stimme finden? Ein Sprachkurs setzt mit Stimmbildung und Körpersprache neue Schwerpunkte.

Menschen, die eine neue Sprache lernen, müssen unterschiedliche kommunikative Anforderungen meistern. Sprachliche Strukturen, Wortschatz und grammatikalische Kompetenzen sind dabei wichtige Elemente, um in Beziehung treten zu können. Bekannterweise beruht jedoch Kommunikation nur zu 35 Prozent auf verbalem Austausch, zu 65 Prozent laufen menschliche Kontakte nonverbal ab.

Viele Menschen kennen Dialogsituationen, die hierarchisch strukturiert sind, beispielsweise im Umgang mit Ämtern, bei Elternabenden oder bei Arztbesuchen. Diese führen oft zu Frustration, weil Körperhaltungen, Bewegungen, Gesichtsausdruck, Gesten, Berührungen, Augenkontakt und räumliches Verhalten ein Gefühl von „benachteiligt sein“, bzw. von „untergeordnet sein“ hinterlassen. Situationen wie „Blockiert werden“, „Nicht vorbeigelassen werden“, „So tun als ob man sie nicht hörte, sie nicht verstanden hätte“ sind Elemente zwischenmenschlicher Kommunikation, welche die vertikale Dimension von Beziehungen bilden, die sich in Machtbeziehungen benennen lässt: Dominanz/ Unterordnung qua Geschlecht, sozialem Status, Sprachkompetenz etc. Besonders oft bringen solche Situationen Frauen zum Schweigen. Diese mikro-politische Dimension des Sprechens ist eng verflochten mit der politisch-ökonomischen Struktur, die unser Leben und besonders das von Nicht-MuttersprachlerInnen bestimmt.

Als Deutschlehrerinnen hören wir zahlreiche anekdotische Berichte von Frauen, die das Funktionieren nonverbaler Herrschaft

durch Sprache (Sprachregime) gut illustrieren. Außerdem sind wir als Pädagoginnen selbst Teil unausgesprochener kommunikativer Machtbeziehungen. Deshalb legen wir in dem neu entwickelten Sprachkurs „Deutsch – zum Mitnehmen“^[2] die Aufmerksamkeit darauf, derartige Erfahrungen zu benennen, zu besprechen und einer kritischen Bearbeitung zu unterziehen. Kommunikation auf „Augenhöhe“ soll erlebbar und angstfreies Sprechen ermöglicht werden. Gerade in Situationen, die die emotionale Ebene „berühren“, sollte der Körpersprache und den stimmlichen, nonverbalen Komponenten wie Lautstärke, Blickkontakt etc. besonderes Augenmerk geschenkt werden.

Die didaktische Innovation des Sprachprojektes „Deutsch – zum Mitnehmen“ liegt in der Fokussierung auf zwei wichtige methodische Bausteine und deren Verschränkung mit dem Zweitspracherwerb:

1. Übungen aus dem Forum-Theater, dem Theater der Unterdrückten, dem Anti-Rassismus- und Anti-Gewalt-Training, Drehungen-Selbstbehauptung für Frauen.
2. Übungen aus dem Stimm- und Atemtraining, dem Schauspiel und Sprechtraining.

Durch Rollenspiele, Stimmübungen und körperzentrierte Übungen finden und spielen die Frauen neue und alte Rollen durch, wechseln zwischen marginalisierten und autorisierten Sprecherinnenrollen. Sie erleben sich selbst in aktiver Rolle und experimentieren mit verbalen und non-verbalen Aspekten des Sprechens, des sich Gehörverschaffens.

Sie nehmen unterschiedliche (mächtige oder ohnmächtige) Identitätspositionen als Sprecherinnen ein. Sie wechseln die ihnen zugeordneten Rollen, sie spielen Chefinnen, sie spielen Männer, sie wehren sich, sie nehmen sich Platz. Die Frauen reichern die Spiele mit eigenen sprachlichen Kompetenzen und Repertoires an, agieren mit Stimme, Körper und (Mutter-)Sprache. Sie finden Kommentare und agieren eine Re-Positionierung, eine Neu-Positionierung als Frau, als Migrantin, als Mutter, als Sprecherin, als Lernende.

Im Projekt „Deutsch – zum Mitnehmen“ wurde eine neuartige Unterrichtsmethode für den Deutsch-als-Zweitsprache-Unterricht mit Migrantinnen konzipiert, durchgeführt und reflektiert. Durch das kombinierte Angebot von DaZ-Unterricht und erweitertem Kommunikationstraining entstehen Lernräume, in denen die Teilnehmerinnen die Möglichkeit haben, sprachlich kognitive Kompetenzen mit ganzheitlichen Lernmethoden zu vertiefen. Die Unterrichtsmethoden der Deutschkurstrainerin und der Kommunikationstrainerin sind von sehr unterschiedlichen Herangehensweisen informiert, ergänzen sich aber gerade deshalb ideal und ermöglichen neue Arbeitsweisen.

„Deutsch – zum Mitnehmen“ schafft einen diskursiven Raum, in dem sowohl die performativen Elemente des Sprechens und Zur-Sprache-Findens erfahren werden als auch der gesamtgesellschaftliche Bedeutungszusammenhang von Sprache, Sprechen und Macht für die Sprechenden verhandelt wird.

Lisa Dallinger und **Heidi Pichler** arbeiten seit 2012 als Teachingteam im Pilotprojekt „Deutsch – zum Mitnehmen“ im Beratungszentrum Peregrina, Wien.

[1] Entlehnt dem Buchtitel Gayatri Chakravorty Spivak (1987) *Can the subaltern speak?*

[2] *Deutsch – zum Mitnehmen* ist ein Sprachprojekt von Peregrina – Bildungs-, Beratungs- und Therapiezentrum für Immigrantinnen, gefördert vom Europäischen Integrationsfonds und dem Bundesministerium für Inneres.

„Wohin mein Wort fällt, drehen sich die Augen nach mir um“

Autorinnen wehren sich gegen die Überbetonung ihrer Migrationsbiografien

Bei der Vermarktung der Literatur von AutorInnen mit Migrationshintergrund scheint es gang und gäbe zu sein, die Migrationserfahrung der VerfasserInnen hervorzuheben und andere Identitätsaspekte völlig außer Acht zu lassen. Wie stehen aber die Schreibenden selbst zu dieser mitunter fragwürdigen Praxis?



O. Stajic, S. Çakır, Z. Becker; Foto: Bernadette Goldberger

Die Autorinnen Seher Çakır und Zdenka Becker gaben im Rahmen der Veranstaltung „Schreiben, Biografie & Migration“^[1] Einblick in ihr Schaffen und diskutierten anschließend unter der Moderation von Olivera Stajic, Chefin vom Dienst bei *derstandard.at*, über Fremd- und Selbstzuschreibungen, das Gefühl der Zugehörigkeit und die Bedeutung von Sprache.

Seher Çakır las als Einstieg aus ihrem Kurzgeschichtenband *ich bin das festland*. Zdenka Becker gab Auszüge aus ihrem neuen Roman *Der größte Fall meines Vaters* zum Besten. Zwei Texte, die auf den ersten Blick nichts

mit den Migrationserfahrungen der beiden Autorinnen zu tun haben. Und trotzdem werden sie oft auf gerade diesen Aspekt ihrer Lebensgeschichte reduziert.

Schubladen und Stereotypen

Seher Çakır ist protestierte gegen die nachdrückliche Betonung ihrer Identität als Migrantin; Schubladendenken könne sie nicht ausstehen. „Wenn es schon eine Schublade sein muss, dann am ehesten die der Autorin.“ Und die nicht selten aufgestellte Behauptung, dass eine derartige Etikettierung

für den Verkauf förderlich sei, könne sie nicht bestätigen. Ein Kompliment in Bezug auf ihre ausgezeichneten Deutschkenntnisse vorbehaltlos anzunehmen, falle ihr schwer: „Die Türkin in mir ist dann stolz; aber die Österreicherin in mir ist beleidigt.“ Die Autorin ist allerdings überzeugt, dass sich an der Betonung ihrer türkischen Herkunft nichts ändern werde, solange sich die Gesellschaft nicht ändere.

Auch Zdenka Becker wurde und wird in ihrem Alltag immer wieder mit Stereotypen konfrontiert. Besonders unangenehm finde sie die Frage, ob es ihr „hier bei uns“ gefalle und ob sie vor habe, für immer „hier bei uns“ zu bleiben. „Wo soll ich denn bitte hingehen? Ich lebe seit 39 Jahren in Österreich. Und was soll ‚bei uns‘ bedeuten? Bin ich denn nicht ‚bei uns‘?“ Österreich sei für sie nicht das Ausland, genauso

^[1] Die Veranstaltung fand am 15.10.2013 in der Reihe „Bildung im C3ntrum“ des Centrum für Internationale Entwicklung statt. Der Schwerpunkt verschränkt zwei Themenachsen: „Bildung und globale Migration“ thematisiert die aktuellen Herausforderungen von Bildungssystemen in einer globalen Gesellschaft. „Bildung und internationale Entwicklung“ fragt nach den Zusammenhängen zwischen den Bildungsrealitäten im Norden und im globalen Süden.

<http://www.centrum3.at/bildung-im-c3ntrum>

wenig wie die ehemalige Tschechoslowakei, in der sie aufgewachsen ist. „Ich komme aus drei Ländern.“ Anfangs habe sie sich fremd und unsicher gefühlt, gab Becker zu, doch das liege in der Vergangenheit, weit entfernt.

Unterschiedliche Funktionen von Sprache

Je besser Becker nach ihrer Ankunft in Österreich die Sprache beherrschte, desto mehr Sicherheit verspürte sie. Heute sieht sie Deutsch als Teil ihrer Identität. „Deutsch ist auch *meine* Sprache, nicht nur eine Arbeitssprache“, sagte die Autorin, die ausschließlich in deutscher Sprache schreibt.

Deutlich wurden im Gespräch auch die unterschiedlichen Bedeutungen und Funktionen der Sprache im Alltag der beiden Autorinnen. Sprache dient einerseits als Instrument und Werkzeug, andererseits aber auch als Schutz. Das Schreiben in einer Sprache, die nicht die „Muttersprache“ ist, kann nämlich bei der Abgrenzung und Distanzierung von emotional negativ behafteten Erinnerungen helfen. Und schließlich bietet Sprache auch die Möglichkeit, sich auszudrücken, sich mitzuteilen.

Gleichzeitig ist Sprache auch in gewisser Weise ein Angriffspunkt. Ein Akzent – so nuanciert er auch sein mag – wird häufig negativ bewertet oder führt zumindest oft dazu, dass die Autorinnen in Gesprächen auf ihre Migrationserfahrungen angesprochen bzw. sogar darauf begrenzt und in die Rolle „der Migrantin“ gedrängt werden. Eine Rolle, in der sie sich allem Anschein nach nicht wohl fühlen, weil dabei die vielen anderen Aspekte ihrer Identität, wie beispielsweise die Rolle der Mutter oder Freundin, ihrer Bedeutung beraubt und vergessen werden. Natürlich habe die Erfahrung, in ein fremdes Land auszuwandern, ihr Leben geprägt, meint Çakır. Doch legitimiere dies nicht, dass man sie auf diese Erfahrung reduziere, denn sie sei eben nur *ein Teil* ihrer Biografie. Um genau dieser Praxis der Reduktion entgegenzuwirken, habe sie für die Lesung im Rahmen der Veranstaltung bewusst einen Text gewählt, der Migration nicht thematisiert. Eine

ähnliche Botschaft vermittelte Becker in ihrem Text „Hautnah“: Ihr käme manchmal vor, als sei ihr Beruf „Ausländerin“, weil die Frage nach ihrer Herkunft beinahe in jeder Konversation falle. „Wohin mein Wort fällt, drehen sich die Augen nach mir um.“

Dass in den Köpfen vieler Menschen eine gewisse Tendenz besteht, mit dem Wort der „Migration“ automatisch das der „Integration“ zu assoziieren, zeigten auch die Wortmeldungen aus dem Publikum. Auf die Frage nach Vorschlägen für erfolgreiche Integrationsprogramme beziehungsweise Lösungsansätze für das sogenannte „Integrationsproblem“ reagierte Çakır

ein wenig verärgert. „Wie soll *ich* das lösen? Und wieso *ich*? Ich bin Autorin, nicht Politikerin.“

Eines konnte die Veranstaltung sehr gut verdeutlichen: Etikettierung, Schubladendenken und Stereotypisierung sind nach wie vor ein Thema. Und dieses Thema gilt es auch weiterhin anzusprechen und bewusst zu machen.

Dieser Text ist eine gekürzte und überarbeitete Version des Veranstaltungsberichts im Online-Magazin des Paulo Freire Zentrums. URL: <http://www.pfz.at/article1432.htm> (Stand: 22.11.2013)

Raphaëla Bruckdorfer ist Praktikantin im Paulo Freire Zentrum.

**Und?
Wer schafft
an?**

AUGE/UG
Alternative und Grüne GewerkschafterInnen
Unabhängige GewerkschafterInnen

**Mitbestimmen
im Betrieb**

AK-Wahl 2014
~~LISTE 4~~
AUGE/UG

Die unabhängige
Alternative in der AK

www.auge.or.at

Bezahlte Anzeige

Sex als Arbeit

Zur momentanen Lage der Wiener Tradition Sexarbeit

Schweden hat den Kauf von sexuellen Dienstleistungen verboten. In Deutschland etwa oder auch in Neuseeland wird Sexarbeit als ein Beruf wie jeder andere betrachtet. Doch wie soll Österreich mit dem Thema umgehen? Darüber wird seit einigen Jahren wieder vermehrt diskutiert. **Radio Stimme** hat sich mit **Tina Leisch**, Film-, Text- und Theaterarbeiterin und Mitbegründerin des Stuwert-Komitees, und der Sozialwissenschaftlerin **Helga Amesberger**, Mitverfasserin einer Vergleichsstudie über Prostitutionspolitik und Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit, über Sexarbeit in Wien und vor allem im Stuwerviertel unterhalten.



Das Stuwerviertel, begrenzt von Ausstellungsstraße, Lasallestraße und Handelskai, ist ein traditionelles Rotlichtviertel. Dennoch haben sich auch hier Anrainer*innen durch Sexarbeiter*innen und ihre Kunden belästigt gefühlt. Die politische Seite hat prompt reagiert: einerseits mit einem neuen Wiener Prostitutionsgesetz, das das Anbahnen in Wohngebieten wie dem Stuwerviertel gänzlich verbietet, andererseits durch Aufstellen von Betonstraßensperren. Mittlerweile oft bunt bemalt, dienen diese nicht der Beruhigung des Straßenverkehrs, sondern sollen den Kunden auf der Suche nach sexuellen Dienstleistungen die Durchfahrt erschweren. Vermehrte Polizeikontrollen der Sexarbeiter*innen im Viertel tun ihr Übriges.

Rotlicht statt Blaulicht

Christian Knappik, Sprecher der Internetplattform *Sexworker.at*, nennt das in einem Interview^[1]

ein „Wegkontrollieren“ von Sexarbeiter*innen. Auch einige Anrainer*innen haben die Situation als ungerecht empfunden und sich mit den Sexarbeiter*innen solidarisiert. Als Stuwert-Komitee setzen sie sich für eine respektvolle Behandlung und für die Rechte von Sexarbeiter*innen ein. Unter dem Motto „Lieber Rotlicht statt Blaulicht“ wollen sie auf die Situation der Sexarbeiter*innen im Stuwerviertel aufmerksam machen und das Viertel als traditionelles Vergnügungsviertel erhalten, inklusive Sexarbeit. „Ich sehe Polizeikontrollen zu jeder Tag- und Nachtzeit. Frauen die neben Polizeiautos stehen, die Handtasche ist auf dem Kofferraumdeckel ausgeleert. Die Frauen werden tatsächlich schikaniert von der Polizei. Auch Frauen, die nicht in der Sexarbeit tätig sind, werden im Stuwerviertel von der Polizei belästigt und nach dem Ausweis gefragt“, kritisiert Tina Leisch, Mitbegründerin des Stuwert-Komitees.

Gentrifizierung

Ein weiterer Anlass für den Protest des Stuwert-Komitees ist die zunehmende Einschränkung des Praterstrichs. Dieser hat bisher Perspektivstraße, Messestraße und Südportalstraße umfasst und bot eine legale Möglichkeit Sexarbeit auf der Straße anzubahnen. Doch durch die aktive Stadtentwicklung rund um das Stuwerviertel wird der Praterstrich sukzessive eingeschränkt. Mit dem Ausbau der U2 oder der Übersiedlung der Wirtschaftsuniversität in den Prater wird auch neuer Wohnraum geschaffen und bestehender Wohnraum aufgewertet. Sichtbare Sexarbeit auf den Straßen könnte potentielle Investor*innen aber abschrecken. Die Sozialwissenschaft-

lerin Helga Amesberger meint: „Es soll das Viertel aufgewertet werden und es geht darum die Sexarbeit unsichtbar zu machen. Niemand in Wien wettet gegen Bordelle, es geht immer nur um diese sichtbare Sexarbeit. Da kommt wieder diese Doppelmoral zu tragen.“

Sex sells

Während die Sichtbarkeit von Sexarbeit immer weiter abnimmt, besteht die Nachfrage nach sexuellen Dienstleistungen nach wie vor. Mit Stand November 2013 haben sich 3.336 Sexarbeiter*innen offiziell angemeldet. Davon sind fast 98 Prozent Frauen und etwa 90 Prozent haben Migrationshintergrund.^[2] Nur etwa 120 Sexarbeiter*innen arbeiten laut Knappik sichtbar auf der Straße.

[1] Rotlicht statt Blaulicht. URL: <http://www.migrazine.at/artikel/rotlicht-statt-blaulich>

[2] Sietske Altink / Amesberger Helga / Wagenaar Hendrik (2013): Final Report of the International Comparative Study of Prostitution Policy: Austria and the Netherlands. Den Haag: Platform 31.

In Österreich kann Sexarbeit ausschließlich über neue Selbstständigkeit ausgeübt werden. Ein legaler Aufenthalt, eine Anmeldung bei der Polizei und wöchentliche gynäkologische Untersuchungen sind Voraussetzungen, um legal als Sexarbeiter*in tätig zu sein und die als „Deckel“ bekannte Kontrollkarte zu bekommen. Damit sind Sexarbeiter*innen auch steuerpflichtig und in die Sozialversicherung einbezogen, sobald sie bestimmte Verdienstgrenzen überschreiten. Diese vergleichsweise geringeren gesetzlichen Voraussetzungen für die Ausübung der Sexarbeit und geringe formale Bildungsanforderungen führen dazu, dass viele Frauen* in die österreichische Sexarbeit immigrieren.

Lust auf Rechte

Doch die Arbeitsbedingungen, die Sexarbeiter*innen in Wien vorfinden, sind in vielen Bereichen mangelhaft. Besonders das Wiener Prostitutionsgesetz 2011 gibt Anlass zu Kritik. Die unterschiedlichsten Arbeitsformen von Escorts, über Sexarbeiter*innen in Laufhaus, Stundenhotel und Straße bis zu Surrogatpartner*innen, hauptberuflich oder nebenberuflich sind hier gleichermaßen geregelt. Das Gesetz verbietet in Wohngebieten anzubahnen und schreibt vor, die

sexuellen Dienstleistungen nur noch in genehmigten Prostitutionslokalen auszuüben. Das politische Anliegen dahinter ist, die Sexarbeit von der Straße in den vermeintlich sichereren Indoor-Bereich zu verlagern. Aber auch im Indoor-Bereich kann Ausbeutung stattfinden. Vor allem in Laufhäusern werden teils hohe Zimmermieten von Sexarbeiter*innen verlangt. Die legalen Möglichkeiten auf der Straße anzubahnen, wo Sexarbeiter*innen weniger Kosten hätten, nehmen dadurch immer weiter ab und werden in die Peripherie der Stadt verdrängt.

Ein legaler Ort wäre der Auhof. Ein dunkler Parkplatz neben der Autobahn ohne Infrastruktur. Öffentliche Verkehrsmittel, Waschgelegenheiten, Toiletten, ein Ort um sich im Winter aufzuwärmen oder Möglichkeiten bei Notfällen Hilfe zu holen fehlen. An solchen Orten werden Sexarbeiter*innen wieder von „Beschützern“ oder Zuhältern abhängig, um ihre Sicherheit zu gewährleisten. Zudem drängen sich die Sexarbeiter*innen, die auf der Straße anbahnen wollen, auf immer enger werdenden Plätzen. Die Konkurrenz steigt, Solidarität und Preise sinken. So sind die Sexarbeiter*innen oft gezwungen schlechte Arbeitsbedingungen in Kauf zu nehmen oder in der Illegalität zu arbeiten.

Eine gesetzliche Interessenvertretung für Sexarbeiter*innen, die sich für eine Verbesserung der Arbeitssituation einsetzen könnte, gibt es nicht. Für Christian Knappik müsste mit einem Prostitutionsgesetz die Selbstbestimmung der Frauen gestärkt und ihre sexuelle Integrität geschützt werden. Das bestehende Gesetz könne das nicht leisten: „Es gibt hier keinen einzigen Passus, um die Rechte der Sexarbeiter*innen zu stärken. Eine Frau*, die aufstehen kann, wenn ihr Unrecht geschieht, kann man schwerer ausbeuten, als jemanden der Angst hat mit seiner Anzeige sich selbst anzuzeigen. Dieses Gesetz fördert eigentlich Ausbeutung, Zuhälterei und Menschenhandel.“

Selbstbestimmt statt stigmatisiert

In Österreich ist Sexarbeit zwar legal und rechtlich geregelt, aber nach wie vor kein Beruf wie jeder andere. Sie geht oft mit erheblicher Stigmatisierung einher. Sex als Dienstleistung zu verkaufen passt nicht zu den gesellschaftlich dominanten Vorstellungen von Romantik, Liebe und Monogamie. Für Tina Leisch zeigt sich hier eine

gesellschaftliche Doppelmoral: „Sexuelle Dienstleistungen sind weit über den Bereich der Sexarbeit hinaus ein Zahlungsmittel, das wissen wir alle. Sexarbeit ist das ehrlichste – wo das als Geschäft offen auf dem Tisch ist.“

Vereine wie LEFÖ, die sich mit der Thematik befassen, sprechen sogar von „institutionalisierter Doppelmoral“. Vorgeschriebene gynäkologische Untersuchungen und die Anmeldung bei der Polizei, implizieren eine Verbindung mit Krankheit und Kriminalität. Auch wenn es Fälle von Ausbeutung, Gewalt und Menschenhandel in der Sexarbeit gibt, die zweifellos bekämpft werden müssen, kann man Sexarbeiter*innen nicht generell zu Opfern stilisieren. Ziel sollte es vielmehr sein, die Arbeitsbedingungen für all jene zu verbessern, die in der Sexarbeit tätig sind und allen, die nicht in der Sexarbeit arbeiten möchten, Alternativen zu bieten.

www.sexworker.at
www.stuwer.info
www.lefoe.at

Die Radio Stimme-Sendung "Wiener Tradition Sexarbeit" wurde am 04. September 2013 auf Radio Orange 94.0 ausgestrahlt. Das Sendungsarchiv von Radio Stimme finden Sie unter: www.radio-stimme.at



das politische magazin
 abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

www.radiostimme.at



Im Dezember 2013

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn die Nachwahlzeit weit grimmiger ist als der Wahlkampf und die Wahl selbst. Noch dazu, wenn man im Oktober in allen Medien mit dem Hingang des Chefs vor fünf Jahren konfrontiert worden ist. Haben ihn beim Anblick seiner potenziellen Nachfolger Selbstmordgedanken ereilt? Waren es doch ausländische Geheimdienste, die da ihre Hände im Spiel hatten? Wir, die wir traurig zurückblieben, wissen es nicht. Sogar ein aus Kärnten stammender ORF-Moderator, der später im Kampf gegen seine frühe Pensionierung sozial auffällig wurde, hat sich über den Tod des Chefs Gedanken gemacht und einen Roman geschrieben. Vielleicht hat er den Pensionskampf geführt, weil ihm dann in der Rente die Möglichkeit fehlen würde, im Dienst literarisch zu dilettieren. Nur der Genosse Rotlauf hat die Gedenkstimmung gestört, weil er beklagt hat, dass noch immer nicht auf dem Bärental der Kuckuck pickt - als Pfand für die hinterlassenen Schulden! Aber dem ist ja nichts heilig

Valosn, valosn wiara Staa auf da Stroßn ist man ja derzeit als heimatloser Rechter, der zu einem Idol aufschauen will. Das vom Chef gegründete BZÖ ist nur mehr unterirdisch wahrnehmbar, auch wenn der Papstbesucher Gerald Grosz auf einem Parteitag zum Nachfolger von Josef Bucher gewählt wurde - eine schlechte Kopie vom Westenthaler, und da war schon das Original eine Katastrophe. Der will ja jetzt wie alle Gescheiterten in die anrühige Immobilienbranche. Und weil noch zu viele im BZÖ waren, sind der Ewald Stadler und der Stefan Petzner ausgeschlossen worden. Der Herr Grünlinger fragt sich schon, über wen er jetzt lachen soll. Der Rotlauf empfiehlt ihm das Team Stronach.

Aus dem wird auch nichts mehr! „Frankschämen“ ist zum Wort des Jahres gewählt worden, der Parteigründer ist schon am Absprung, dafür übernimmt ein Blondinengeschwader das Ruder. In Kärnten soll ein flotter Köfer nicht nur per E-Mail sein erotisches Unwesen getrieben haben, was zur Implosion der Landespartei geführt hat. Und dann die Moneyka-Posse. Erst hat die Lindnerin zugesagt, dann abgesagt, war dann für eine Sitzung „wilde“ Abgeordnete und ist dann endgültig zurückgetreten und hat dafür 1.832 Euro pro Stunde Anwesenheit kassiert, wie eine Zeitung berichtete. Der Kommerzienrat Schwarzschanerl war stinkwütend, dass sie nicht in den Schoß ihrer Herkunftspartei

zurückgekehrt ist und so den ÖVP-Klub verstärkt hat. Dort hätte es sicher noch den einen oder anderen Auftrag für ihren Haberer gegeben, meint er. Und dass er durchaus Verständnis für Geldgier habe, aber alles mit Maß und Ziel.

Außerdem leidet er jetzt häufig unter Marienerscheinungen, berichtet der Unternehmer. Da erscheint ihm im Traum die Maria Fekter, haut ihm ihr Handtascherl über den Kopf und droht: „Wir kennen dein Konto in Liechtenstein!“ „Höchste Zeit, dass die bald weg ist!“, sagt er dann. „Hockt Jahre im Finanzministerium und kann zum Budgetloch keine exakten Zahlen nennen. So arbeitet keine schwäbische Hausfrau!“

Auch der Genosse Rotlauf ist auf einen Eigenen sauer. Auf den Josef Cap, den seine Partei auf einen Chefposten im Renner-Institut weggelobt hat, damit er als Nicht-mehr-Klubobmann auch wieder auf seine 14 Mille kommt. Und dann noch trotzig klagt, dass „der Job ja auch mit Arbeit verbunden ist“. Jedenfalls hat der Rotlauf den Verein „Freunde von Josef Cap“ gegründet, dessen 20 Mitglieder monatlich einen Cent auf das Cap-Konto überweisen, damit der nicht verhungert. Dann sind noch die Nationalbank-Pensionen ruchbar geworden. Auch von der Wiener Polizei ist der Genosse enttäuscht, weil sie im Stadtpark Jagd auf Obdachlose macht. „Manchmal frage ich mich schon, ob ich noch der Caritas Geld spenden soll oder die Summe gleich an die Polizei schicken soll, weil die die Schlafsäcke konfisziert.“

Wobei klar ist, dass es die Polizei auch nicht leicht hat. So müssen ein bisserl wegen Kleinigkeiten verurteilte Polizisten ihren Dienst mit Fußfessel verrichten und können die Strafe nicht im Gefängnis absitzen, dabei alte Kontakte pflegen und unter falschem Namen für die Krone einen „Häfen-Report“ schreiben.

Und sonst? Der Kamerad Brauntresch ist mit dem Hacee-Projekt einer „Rechten Internationale“ unglücklich, weil er das für Verrat an Volks-, Brauch- und Deutschtum hält. Ein Richter (40) hat im Verlauf eines Ebestreits eine Katze an die Wand genagelt - weil die Justiz blind ist, sagt der Brauntresch. Im nächsten Micky-Maus-Heft will die Familie Duck eine Europareise machen und dabei auch nach Österreich kommen. Na, die wird schön schauen!



DiversCity 2014

Preis der Wirtschaftskammer Wien

Bezahlte Anzeige

Die Wirtschaftskammer Wien vergibt 2014 bereits zum vierten Mal den „DiversCity-Preis“ und zeichnet entsprechende Initiativen im Diversitybereich aus. Diversity Management wirkt sich positiv auf das Image aus, erleichtert die Rekrutierung von neuen MitarbeiterInnen, ermöglicht die Erschließung von neuen Marktsegmenten und verbessert die Chancen von Unternehmen im lokalen und globalen Wettbewerb nachhaltig.

TEILNAHME

Teilnahmeberechtigt sind alle gewerblich tätigen Unternehmen mit eigenständigem Sitz in Wien.

EINREICHFRIST

16.12.2013 bis 16.04.2014

JETZT EINREICHEN!

KATEGORIEN

- Kleinunternehmen (1-9 MitarbeiterInnen),
- kleine und mittlere Unternehmen (KMU) (10-249 MitarbeiterInnen),
- Großunternehmen (ab 250 MitarbeiterInnen).
- Zusätzlich wird 2014 ein Sonderpreis im Bereich „Ethnische Ökonomien“ vergeben.

VORBEREITUNG

Workshops „Fit for DiversCity“. Profitieren Sie durch eine gemeinsame Mustereinreichung!

Mittwoch, 12. Februar 2014 und **Donnerstag, 13. März 2014**, jeweils von 14 bis 18 Uhr in der Wirtschaftskammer Wien. Um Anmeldung wird gebeten unter T 01/514 50-1070 oder diversity@wkw.at.

RÜCKFRAGEHINWEIS

Wenn Sie Fragen zu DiversCity haben, stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung.
E diversity@wkw.at

Alternativ können Sie auch unsere Service-Hotline anrufen: **01/514 50-1070**



WKO WIEN

WIRTSCHAFTSKAMMER WIEN

Weiter kommen.

Z U K U N F T

europa

entdecken wissen nutzen

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

wis-
sen

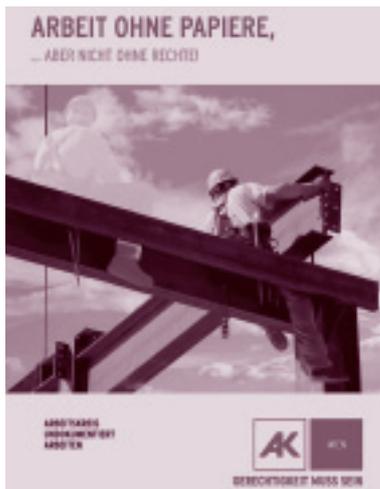
nut-
zen

entde-
cken

Die Europawebsite
der Bundesregierung

zukunfteuropa.at

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG



Herausgegeben von der Arbeiterkammer Wien und dem Arbeitskreis undokumentierte Arbeit 2013. Gratisbezug der Broschüre bei der Arbeiterkammer.

Arbeit ohne Papiere, ... aber nicht ohne Rechte!

Im März 2013 wurde die von der Arbeiterkammer Wien und dem Arbeitskreis undokumentierte Arbeit herausgegebene Broschüre „Arbeit ohne Papiere, ... aber nicht ohne Rechte!“ veröffentlicht. Sie kombiniert Informationen zu Arbeits-, Sozial- und Aufenthaltsrecht und bietet somit eine Erstorientierung für undokumentiert arbeitende KollegInnen und deren UnterstützerInnen.

Die HerausgeberInnen verstehen unter undokumentierter Arbeit-Lohnarbeit von MigrantInnen ohne Aufenthalts- und/oder Arbeitspapiere. Keinerlei soziale Absicherung und Löhne, die weit unter den branchenüblichen oder kollektivvertraglich vorgegebenen Mindeststandards liegen, sind oftmals der Preis, der den fehlenden Arbeitsberechtigungen aufgeschlagen wird. Eine Rechnung, die nicht ganz aufgeht: Denn auch undokumentierte ArbeiterInnen haben ein Recht auf fairen Lohn und soziale Leistungen. Doch wie können sie ihre Rechte einfordern, ohne ihren Aufenthaltsstatus zu gefährden?

Die Broschüre, die sich in erster Linie an Beratungsstellen in Gewerkschaften und NGOs, die Auskünfte zu arbeits- und/oder fremdenrechtlichen Fragen geben, richtet, fasst die Komplexität der einzelnen Aufenthaltsberechtigungen sowie deren Problematiken in

Bezug auf das Arbeitsrecht praxisbezogen zusammen.

„Die Broschüre bietet genau da praktische Hilfestellungen, wo unsere Kompetenz im Bereich Fremden- und Aufenthaltsrecht mit speziellen Fragen zu Arbeits- und Sozialrecht gefordert wird. Wir als MigrantInnenorganisationen sind spezialisiert auf den aufenthaltsrechtlichen Status und erhalten durch die Broschüre zusätzliches Wissen zu Arbeitsrecht.“ (Evelyn Probst, LEFÖ-IBF)

Anschaulich werden elf verschiedene Aufenthaltsberechtigungen besprochen und übersichtlich dargestellt, in welchen Fällen und unter welchen Umständen eine Geltendmachung von Ansprüchen den Aufenthaltsstatus gefährden kann.

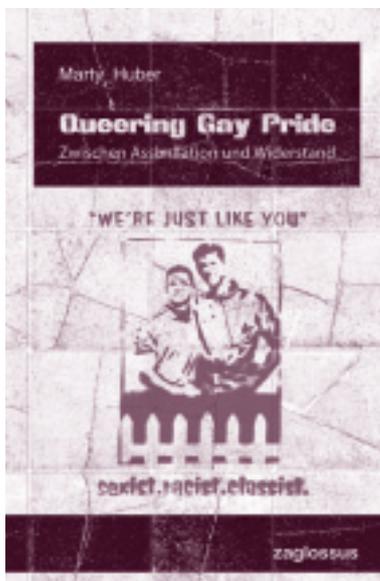
Die Broschüre bietet somit einen guten Überblick durch die Verwindungen des Rechts. Die HerausgeberInnen betonen allerdings, dass jeder Fall individuell betrachtet

werden muss. Daher setzt sich der Arbeitskreis undokumentierte Arbeit, der sich aus VertreterInnen von Gewerkschaften, NGOs und AktivistInnen zusammensetzt, auch für die Etablierung einer Anlaufstelle für undokumentiert Arbeitende zur arbeits- und fremdenrechtlichen Erstberatung in Wien ein.

Die Broschüre „Arbeit ohne Papiere, ... aber nicht ohne Rechte!“ wird regelmäßig aktualisiert, kann gratis bei der Arbeiterkammer bestellt werden und ist auch online verfügbar. Mit der nächsten überarbeiteten Version ist auch eine englische Fassung geplant. ■

http://wien.arbeiterkammer.at/service/broschueren/Arbeitsrecht/Arbeiten_ohne_Papiere.html

Anna Schoeppe



Queering Gay Pride. Zwischen Assimilation und Widerstand. Von: Marty Huber. Wien: Zaglossus 2013. 282 Seiten, EUR 19,95 ISBN 978-3-902902-06-1

Queerer Stolz zwischen Anpassung und Widerstand

Regieren und regiert werden, Diskriminierung und Widerstand, Staat und Bevölkerung; Wortpaare, die scheinbar gegensätzlich sind, wären da nicht die vielen Widersprüche, Brüche und Gleichzeitigkeiten gesellschaftlicher Strukturen und sozialen Lebens.

Was bedeutet es, wenn juristisch in den 1970ern und 1980ern in Österreich auf die Kriminalisierung von homosexuellen Vereinen bestanden wurde, sie jedoch gleichzeitig finanziell unterstützt wurden. Oder wenn mit der Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Partnerschaften die heterosexuelle Ehe als „Kernzelle des Staates“ wieder festgeschrieben wird. Oder wenn sich queerer Stolz in Homonationalismus zeigt, indem auf Paraden Staatshymnen gesungen oder gleiche Rechte nur mehr für Österreicher gefordert werden.

Welche Körper werden von welchen Ideologien im öffentlichen Raum produziert? Wie wirken künstlerische und aktivistische Praxen auf Theoriegebäude, etwa Performativität, Ideologiekritik und Gouvernementalität? Inwieweit sind Emotionen Affekte, die an Ausformungen von Subjekten und an den Verbindungen, die sie eingehen, beteiligt sind?

Diesen und ähnlichen Fragen geht Marty Huber im Buch *Queering Gay Pride* nach. Dafür verbindet sie theoretische Ansätze von Performativität, Ideologiekritik und Gouvernementalität mit aktivistischen Beispielen als Reaktion auf reg(ul)ierende und normierende Praktiken von Staatsapparaten, Zivilbevölkerung und innerhalb queerer Communitys. Historischer Ausgangspunkt sind die Christopher-Street-Day-Aufstände Ende der 1960er Jahre in den USA und ihre Entwicklung von einem vielfältigen, wütenden Widerstand ums Überleben – wie es die Aktivistin Sylvia Rivera in einem Interview mit Leslie Feinberg 1998 beschrieb – hin zu Single-issue-Politiken schwullesbischer Bewegungen, die wiederum mit (emotional motivierten) Aktionen gegen z. B. Homonationalismus oder Kommerzialisierung zur Verhandlung gestellt werden. Der Bezug auf performative Praxen von Gay Prides in Amsterdam, Belgrad, Budapest und Wien ermöglicht das Herausarbeiten

verschiedener Strategien von Normalisierung und Widerstand, queerer Anpassung und Kritik, Homonationalismus und Islamophobie, Selbst- und Fremdregulierungen.

Damit ist das Buch ein wichtiger Beitrag zu einer queeren Bewegung zwischen Queer Pride, Queer Shame und Queer Communitys. Ein Buch für alle, die sich mit Reg(ul)ierung und Widerstand, Gefühlen und Affekten, Performativität und queeren Widerstandsformen, (Homo-)Nationalismus und postkolonialen und -nazistischen Auswirkungen beschäftigen wollen. Ein Buch, das interessante Verbindungen zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Theorien knüpft und diese mit Beispielen in und um Gay Prides in vier europäischen Städten verbindet und die jeweils historischen und aktuellen Einflüssen mitdenkt. Wer mehr dazu wissen möchte, dem/der sei das Buch empfohlen. ■

Persson Perry Baumgartinger

Aron Menczer

Ein außergewöhnlicher Mensch

Die Publikation setzt sich eingehend mit dem Leben und Wirken von Aron Menczer auseinander, dem Leiter der Jugendliljah-Schule, der nach dem „Anschluss“ zur wichtigsten Bezugsperson jüdischer Jugendlicher in Wien wurde.

Die *Jugendliljah-Schule* (JUAL) befand sich in der Marc-Aurel-Straße 5 im ersten Wiener Gemeindebezirk, wo seit November 2012 eine Gedenktafel, gewidmet von den Überlebenden, an den Erzieher und Schuldirektor Aron Menczer erinnert.

Jüdische Kinder und Jugendliche durften ab 1939 keine öffentlichen Schulen mehr betreten. Sämtliche jüdische Organisationen Österreichs wurden aufgelöst, nur einige wenige blieben erhalten, wie etwa die Israelische Kulturgemeinde oder die Jugendbünde, die unter dem Dach einer neu geschaffenen *Jugendliljah* zusammengefasst wurden. Diese unterstand Adolf Eichmann, dessen Ziel es war, die gezwungene Auswanderung und Vertreibung der Jüdinnen und Juden zu forcieren.

Die Jugendlichen wurden in der JUAL auf ein Leben im Kibbutz in Palästina vorbereitet. Das Lehrprogramm gliederte sich in zwei Teile: Im theoretischen Unterricht wurden Gegenstände wie Hebräisch, jüdische Geschichte, Palästinakunde,

Literatur, Säuglingspflege, Hygiene, Musik, Kunstgeschichte, Mathematik, Naturlehre und Erste Hilfe unterrichtet. Im praktischen Werkstättenunterricht lernten sie u. a. Schlosserei, Spenglerei, Tischlerei oder Schneiderei. Die Jugendlichen emigrierten ohne Eltern und mussten allen Anforderungen, die ihnen ihr künftiges Leben in Palästina stellte, gewachsen sein.

1939 begleitete Menczer eine Gruppe Jugendlicher nach Palästina, wo er seine ehemaligen Zöglinge sowie seine Eltern und Brüder besuchte. Diese versuchten ihn von seiner Absicht, nach Wien zurückzukehren, abzubringen, worauf er erklärte, sein Platz sei, solange es noch jüdische Kinder in Wien gäbe, bei diesen.

Menczer rettete vielen Kindern und Jugendlichen das Leben, indem er ihnen half Österreich zu verlassen. 1942 wurde er selbst nach Theresienstadt deportiert, wo er weiterhin als Erzieher arbeitete. Er meldete sich freiwillig, einen Transport von über 1200 Kindern aus Bialystok zu betreuen und begleitete sie bis in

die Gaskammern von Auschwitz, wo er 1943 mit seinen Schützlingen ermordet wurde.

Nun liegt eine ergänzte Neuauflage des 1993 vom Böhlau Verlag und der jüdischen Gemeinde herausgegebenen und mittlerweile vergriffenen Buches über Aron Menczer durch Edition INW vor. Einleitend beschreibt Doron Rabinovici die Situation in Wien nach dem „Anschluss“. Gabriele Anderl führt über die Rettung von Kindern und Jugendlichen durch die *Jugendliljah* zum Pädagogen Menczer. Die beiden folgenden Kapitel von Elisabeth Boeckl-Klamper und Channah Weiner setzen sich näher mit der Person Menczer auseinander, was wiederum zu den Erinnerungen von ZeitzeugInnen wie Ari Rath, Leo Luster, Martin Vogel, Lilly Asch oder Liane Noyman führt.

Ein sehr interessantes und berührendes Buch über einen charismatischen Lebensretter.

Petra M. Springer



Trotz allem ... Aron Menczer und die Jugendliljah.
 Von Joanna Nittenberg und Benjamin Kaufmann (Hg.)
 Wien: Edition INW 2013.
 191 Seiten, EUR 19,90
 ISBN 3-9500356-6-4

Die Geschichte der Oberwarter Roma-Siedlungen

Der Oberwarter Autor Stefan Horvath beschreibt in seinem neuesten Werk die drei Roma-Siedlungen in Oberwart und porträtiert deren Bewohnerinnen und Bewohner – fast alle Überlebende des Nazi-Genozids.

Die erste Roma-Siedlung in Oberwart, im Bereich der heutigen Mühlgasse gelegen, bestand zumindest seit 1857. Im Juni 1939 wurden sämtliche EinwohnerInnen, ca. 360 Personen, in Konzentrationslager deportiert. Den wenigen Überlebenden der NS-Konzentrationslager – zu ihnen gehörten auch die Eltern des Autors – stellte die Stadt 1946 nur äußerst widerwillig einen Platz bei der Schießstätte zur Verfügung. Die sowjetische Armee baute den Roma eine Baracke, später entstand mit Hilfe der nach und nach erkämpften Entschädigungszahlungen die zweite Roma-Siedlung, in die auch Stefan Horvath selbst 1949 geboren wurde. Diese Siedlung wurde 1972 verlegt, um Platz für den Neubau des Krankenhauses zu schaffen. Die stattdessen errichtete dritte Siedlung „Am Anger“ ist die letzte noch bestehende Roma-Siedlung im Burgenland.

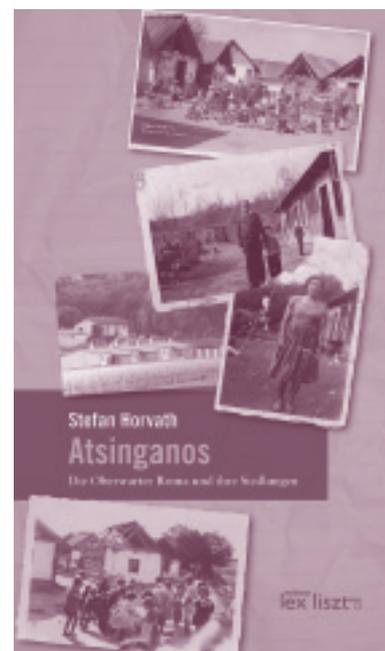
Beim Bombenanschlag auf die Oberwarter Roma-Siedlung 1995 verlor Stefan Horvath einen seiner Söhne – dieses Trauma wurde zum Anstoß für sein Schreiben. So erschien 2003 das Buch *Ich war nicht in Auschwitz* und im Jahr 2007 *Katzenstreu*, in dem er das Bombenattentat von Oberwart thematisiert. *Katzenstreu* ist auch als Hörspiel erschienen, mit Karl Markovics in der Rolle von Franz Fuchs und Stefan Horvath als Erzähler.

In *Atsinganos* beschreibt Stefan Horvath die Entwicklung der Siedlungen selbst, vor allem aber porträtiert er die BewohnerInnen der zweiten Siedlung, nahezu alle Überlebende des Nazi-Genozids und deren Nachkommen, auf eine liebevolle und behutsame Weise. Er arbeitet sich dabei von einem Haus zum nächsten vor. Viele der BewohnerInnen hat der Autor nur als Kind gekannt und so werden sie auch aus dieser Perspektive

beschrieben und vor dem Vergessen bewahrt. In vielen Fällen denkt sich Horvath in die beschriebenen Personen hinein, erzählt ein Stück aus ihrer Perspektive, gibt das wieder, was von ihnen selbst erzählt wurde und ergänzt häufig auch das, was sie nicht bereit oder im Stande waren, zu erzählen. Dabei berührt er ungemein wichtige Themen, die viel zu wenig und viel zu spät behandelt wurden: Der beschämende Umgang mit den Überlebenden, die Traumatisierungen, die sich häufig in Paranoia, Depressionen und Suchterkrankungen zeigten und die Weitergabe dieser Traumata an die nachfolgende Generation.

Die Erzählung der eigenen Lebensgeschichte Stefan Horvaths, die mit der Geschichte der zweiten und dritten Siedlung so eng verwoben ist, bildet den Abschluss dieses sehr berührenden Buches.

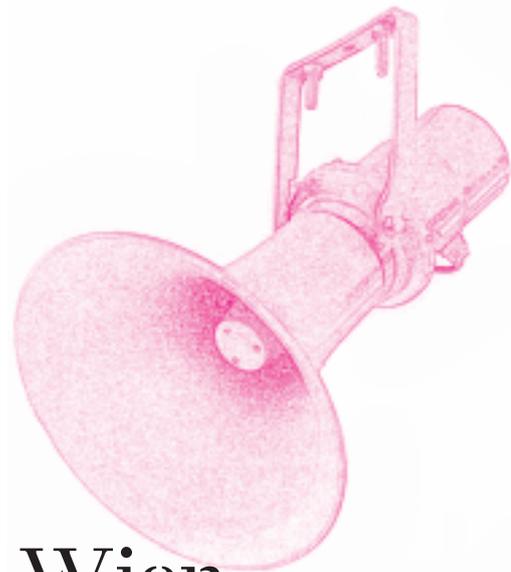
Andrea Härle



Atsinganos. Die Oberwarter Roma und ihre Siedlungen.
 Von Stefan Horvath.
 Oberwart: edition lex liszt 12 2013.
 147 Seiten, EUR 17,--
 ISBN: 978-3-99016-004-6

stimme 90 >>

Zeitschrift der Initiative Minderheiten



Mehrsprachigkeit in Wien historisch betrachtet

Eine Dokumentation

Auch wenn Mehrsprachigkeit historisch betrachtet eher den Normalfall darstellt, als die Ausnahme, sorgte sie schon zu Zeiten der Habsburger Monarchie für Konflikte. Heute ist die Mehrsprachigkeit bzw. ihre Implementierung und Stärkung u. a. im Bildungssystem nicht weniger umstritten.

Ende November 2013 brachte ein international besetztes Symposium der **Initiative Minderheiten** die Geschichte der Mehrsprachigkeit in Wien mit aktuellen sprachpolitischen Debatten in Verbindung. Die nächste Ausgabe der **Stimme** dokumentiert die wichtigsten Ergebnisse dieses Symposiums.

stimme *Abonnieren!*

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit über 20 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der **Initiative Minderheiten** bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:

Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-

Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-

Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-

Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Nachname(n):

Adresse:

Aboverwaltung: Kai Kovrigar

Tel. & Fax: (+43 1) 9669001

abo@initiative.minderheiten.at

www.initiative.minderheiten.at

www.zeitschrift-stimme.at

E-Mail:

Gleichstellung von Menschen mit Behinderung

Gleichstellung ist Recht!



Seit 1.1.2006 ist das Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz (BGStG) in Kraft.

Ziele des Bundes-Behindertengleichstellungsgesetzes

- Beseitigung und Vermeidung von Diskriminierung von Menschen mit Behinderung
- Gewährleistung einer gleichberechtigten Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und einer selbstbestimmten Lebensführung

Personenkreis

- Menschen mit Behinderung
- Eltern, die ein Kind mit Behinderung betreuen
- Angehörige, die einen Menschen mit Behinderung betreuen

Formen der Diskriminierung

Eine unmittelbare Diskriminierung liegt vor, wenn eine Person auf Grund ihrer Behinderung in einer vergleichbaren Situation eine weniger günstige Behandlung erfährt, als eine nicht behinderte Person (z.B. der Zutritt zu einer Veranstaltung wird verweigert).

Von einer mittelbaren Diskriminierung spricht man, wenn Menschen mit Behinderung durch scheinbar neutrale Vorschriften gestalteter Lebensbereiche gegenüber anderen Personen in besonderer Weise benachteiligt werden (z.B. Ausschluss von einer Krankenzusatzversicherung).

Auch eine Belästigung stellt eine Diskriminierung dar. Unter einer Belästigung versteht man für die betroffene Person unerwünschte, unangebrachte oder anstößige Verhaltensweisen, die bezwecken oder bewirken, dass die Würde der betroffenen Person verletzt wird.

Anspruch auf Gleichstellung

Fühlt sich eine Person diskriminiert, kann sie einen Antrag auf ein Schlichtungsverfahren beim Bundessozialamt (BSB) einbringen.

Seit 2006 führte das Bundessozialamt über 1.400 Schlichtungsverfahren durch. In fast 50% der Fälle konnte eine gütliche Einigung mit den Schlichtungsparteien gefunden werden.

Sollte keine Einigung erzielt werden, stellt das Bundessozialamt eine entsprechende Bestätigung aus. Mit dieser Bestätigung ist der Weg zu Gericht offen.

Schadenersatz bei Diskriminierung

Bei Verletzung des Diskriminierungsverbotes hat die betroffene Person Anspruch auf Ersatz des Vermögensschadens und auf eine Entschädigung für die erlittene persönliche Beeinträchtigung.

Der Schadenersatzanspruch kann mit der Bestätigung des BSB bei den Gerichten geltend gemacht werden.

Diskriminierung durch Barrieren

Ein Bereich, bei dem noch viel zu tun ist, ist z.B. der Abbau folgender Barrieren

- Bauliche Barrieren (z.B. Stufen)
- Kommunikationstechnische Barrieren (z.B. nicht blindengerechte Software)
- Technische Barrieren (z.B. Geräte) und
- Sonstige Barrieren (z.B. fehlende Einkaufsberatung für blinde Menschen)

Weitere Infos finden Sie auf der Webseite des Bundessozialamts unter www.bundessozialamt.gv.at





» nächste **stimme** erscheint im März 2014